

Aufwärts

Christliches Tageblatt
mit den Beilagen „Für Herz und Haus“,
„Kindergabe“ und „Unser Ziel.“

Bezugspreis:

Erscheint wöchentlich sechsmal. — Preis monatlich 1.25 und
jährlich 12.50 (inkl. Postgebühren). — Für
Ausland unter Streifenband 1.50 (inkl. Postgebühren). Preis der
Einzelnnummer 10 Pf. Postfachkonto Hannover 67 577.

Anzeigenpreis:

Die einseitige Millimeterzeile oder deren Raum 10 Pfennig.
Befristete Anzeigen unter 25 g je laufende 15 Pf.
Schluss der Anzeigenannahme nachmittags 3 Uhr. Postfach-
konto Hannover 67 577.

Nr. 302.

Bielefeld-Bethel (Verlagsort Bielefeld), Donnerstag, den 25. Dezember 1930.

12. Jahrgang.

**Jauchzet, ihr Himmel, frohlocket, ihr Enden der Erden!
Gott und der Sünder, die sollen zu Freunden nun werden.
Friede und Freude
Wird uns verkündigt heut;
Freuet euch, Hirten und Herden!**

Siehe, ich verkündige Euch große Freude.

Lukas 2, 10.

Vor mir liegt eine Radierung Rembrandts, mit der der große Meister das Geschehen der Heiligen Nacht zum Ausdruck bringen will. Zwei Welten stellt er dar: Oben im finsternen Nachthimmel sieht man wunderbar bewegte und doch geordnete Engelscharen. Sie treten geheimnisvoll heraus aus unerforschlichem Lichte. Im Vordergrund dieser Scharen steht ein Engel besonders, der Erde zugewandt, die Hand erhebend. Er gibt offenbar der Erde die Weihnachtsbotschaft: „Siehe, ich verkündige Euch große Freude.“ Unter dieser himmlischen Welt liegt unsere Erdwelt. Dort ist alles in Angst. Menschen und Tiere fliehen. Nur zwei Hirten halten dem wunderbaren Lichte stand. Aber auf diese Erde voll Angst und Entsetzen fällt dennoch ein Lichtstrahl. Die beiden Welten berühren sich nicht. Nur ein Lichtstrahl fällt von der Himmelswelt voller Freude und Friede auf die dunkle Erdwelt. So nahe kommen sich die beiden Welten, daß ein Wort von der einen zur anderen herüberbringen kann und Menschen staunend, in die Knie fallend, das Wort vernahmen können.

Das Rembrandtbild ist uns heute noch, Weihnachten 1930, eine Weihnachtspredigt. Unsere Gedanken gehen heute zu den arbeitslosen Brüdern, mehr denn je. Wir könnten es verstehen, wenn sie in langem Warten verbittert heute kein richtiges Weihnachten feiern könnten. Unsere Gedanken gehen zu den deutschen Brüdern, die glauben, mit Hohn und Spott bekämpfen zu müssen, was die Christenheit feiert. Wie könnte dieses Fest bürgerlicher Sentimentalität noch bestehen vor dem wirklichen Leben, voller Haß und Unfrieden. Wir denken heute an die Zerrissenheit in unserem Volke, in dem Volksgenossen einander so entfremdet sind, als wären sie Glieder verschiedener Völker. Rembrandt hat recht, wenn er die Erde darstellt in Angst und Unruhe, vom Lichte Gottes fortfliehend in die Finsternis. Wahrlich: Die Weihnachtsbotschaft wird dieser Welt gesagt, so wie sie ist, nicht den Frommen, nicht für die, die weitab für sich stehen. In diese fliehende Welt fällt das Gotteslicht, klingt das Gotteswort: „Siehe, ich verkündige Euch große Freude.“

Das Licht ist geblieben. Die Botschaft der Engel war nur ein Teil des Wortes, das Gott in seinem Sohn hineingesprochen hat in diese Welt. In der Krippe in der Heiligen Nacht hat das Leben begonnen, das seltsam geheimnisvoll für die fliehende, angstgefüllte Welt Priesterdienst und Opfer wurde. „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt“, so ruft der Vorläufer, als er den kommen sieht, dem er den Weg bereitet. Ein Weg des Leidens beginnt in der Krippe, gerade so eine unergründliche Botschaft an die fliehende, angstvolle Welt von der Liebe des Vaters, eine Botschaft für die, die fliehen und selbst nicht hören wollen.

Wir können uns diese Freude nicht gegenseitig einreden in menschlicher Weise. Wenn wir das versuchen wollten, wäre das Annäherung. Wir, die wir noch unserem Beruf nachgehen können, Frau und Kind ernähren, mühen uns höchstens schämen vor den anderen. Wir können nur füreinander bitten, daß jeder auf seiner Flucht die Botschaft für sich höre: „Ich verkündige Euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird, denn Euch ist heute der Heiland geboren.“ Wir können nur füreinander bitten, daß ein jeder stille steht und umkehrt. Wir würden dann über dem Rinde den Himmel offen sehen und Erde und Himmel aufhören hören über die unergründliche Liebe des Vaters zur verlorenen Kreatur, zu jedem einzelnen von uns: „Siehe, ich verkündige Euch große Freude!“

Brandt.

Umschau.

— Friede auf Erden? —

Hell leuchtet der Weihnachtsstern in dunkelster Nacht. In unvergänglichem Lichte erstrahlt er, uns immer wieder zu einem Erlebnis werdend, das uns emporträgt über die tausend Nöte und Stürme des Alltags. Immer aufs neue wieder kündigt er uns die frohe Botschaft, die uns versöhnt mit den Wirren des Weltgeschehens, die uns frohlocken läßt über das Dunkel des Diesseits. Und wahrlich, solches Licht tut uns not in der Finsternis.

Denn das Weltgeschehen gestaltet sich immer unheilvoller. Immer rücksichtsloser fordert der brutale Machtgedanke sein Recht. Was sich noch gestern Friede und Völkerverständigung nannte, hat sich heute als skrupellose Macho eines hundertprozentigen Imperialismus erwiesen. Es sei nur erinnert an die Behandlung, die das Minderheitenproblem durch den sogenannten Völkerbund erfährt. Alle Welt ist empört über die mittelalterlichen Greuel, denen die deutschen und ukrainischen Minderheiten in Polen ausgesetzt sind. Die Folterqualen, welche die politischen Gefangenen in den Kerkern von Brest Litowsk erdulden mußten (Scheinhinrichtungen usw.), sind ja nur ein kleiner Ausschnitt aus dem furchtbaren Elend, das durch das Versailles Diktat heraufbeschworen worden ist. Selbst eine ganze Reihe englischer Parlamentarier hat sich zu einem flammenden Protest gegen die polnischen Grausamkeiten geäußert. Aber Genf schweigt. Ja, den letzten Nachrichten zufolge scheint das Völkerbundssekretariat alles daran zu setzen, um der polnischen Gewaltpolitik vollends zum Siege zu verhelfen und somit einen Zustand zu verewigen, der für ein kultiviertes Europa einfach untragbar ist.

Aber Warschau ist ja nur das ausführende Organ Frankreichs. Frankreichs grenzenloser Machtwahn läßt immer bedrohlicher auf Europa. Immer systematischer baut Frankreich die Fundamente aus, die ihm die Herrschaft über den Kontinent für alle Zeiten sichern sollen. Jenseits der deutschen Westgrenze stehen im Falle einer Mobilisierung innerhalb vierundzwanzig Stunden nicht weniger als 4,2 Millionen tadellos ausgebildeter Soldaten für die Verwendung in Feindesland bereit, wobei die zahlenmäßig gar nicht zu erfassenden Reserven — hauptsächlich afrikanischen Ursprungs — ganz außer Betracht geblieben sind. Weit über 3000 Jagd- und Bombenflugzeuge, tausende von Tanks und Panzerwagen, unzählige Maschinengewehre, unübersehbare Schwärme von Geschützen und Subjektiv stehen dem französischen Generalstab in jedem Augenblick zur Verfügung.

Systematisch hat Frankreich seine europäische Hegemonie auch vertraglich ausgebaut. Seine Militärbündnisse mit Polen, mit der Tschechoslowakei, mit Rumänien und Südslawien stützen Frankreichs Machtgefüge auch vom Osten und Südosten Europas her. Dabei darf man die militärische Schlagkraft dieser französischen Vasallenstaaten nicht unterschätzen. Die Kriegsstärke des tschechischen Heeres beträgt eine Million, jene Südslawiens zwei Millionen gut ausgebildeter Soldaten. Die Polen stellen im Kriegsfall zwei Millionen und die Rumänen 1,7 Millionen Soldaten auf die Beine. Das heutige Europa gleicht — abgesehen von den zwangsweise abgerüsteten Staaten — einem riesenhaften Truppenlager und einem unermeßlichen Waffenarsenal. Wie ein Wassertropfen im Ozean verschwinden demgegenüber die 100 000 Reichswehrsoldaten, über die das wehrlose deutsche Volk auf Grund des Versailles Friedensdikates noch verfügen darf. Aber nicht nur zu Lande und in der Luft, sondern auch zur See rüstet Frankreich in maßloser Weise. Nicht umsonst zittert das einst so stolze England immer mehr vor Paris, dem es — ob es will oder nicht — immer neue politische Tribute zollen muß.

Hand in Hand mit der rohen Machtpolitik geht das finanzpolitische Kalkül der französischen Diplomatenbüros. Es sind ja nicht nur die französischen Kolonien, die immer fester an die Kette des französischen Goldes gelegt werden, sondern genau in der gleichen Weise unterwirft man auch Polen, Rumänien, Tschechoslowaken und Südslawien vollends der französischen Herrschaft. Auf diese Weise sind nicht nur zehn der bedeutendsten polnischen Petroleumgesellschaften, sondern auch eine ganze Reihe von polnischen Bergwerken, Banken und Textilfabriken zu rein französischen Unternehmungen geworden. Machtpolitisch von ganz besonderer Bedeutung ist die starke Beteiligung der französischen Regierung und des bekannten französischen Rüstungsindustriellen Schneider-Creuzot an der Eisenbahn, die Warschau mit dem „polnischen“ Kriegshafen Gdingen verbindet. Wie in Polen, so ist das französische Kapital — in planmäßiger Zusammenarbeit mit dem französischen Generalstab und Außenministerium — auch in die Wirtschaftsbezirke der

Kleinen Entente eingebrochen. Es sei der besonderen Bedeutung halber nur die Beherrschung des größten Teiles der tschechischen Metallindustrie und die restlose Bevormundung der tschechischen Rüstungsindustrie (Skoda-Werke) durch Schneider-Creuzot erwähnt. Daß sich Frankreich mit den gleichen Mitteln auch in Österreich einen wachsenden Einfluß zu sichern sucht, ist bekannt. Leider sind seine Bemühungen in dieser Beziehung nicht ganz ohne Erfolg geblieben.

Und schon greifen Frankreichs imperialistischen Pläne weit über die Grenzen Europas hinaus. Es ist da jetzt ein Kommissionsgutachten offen gelegt worden, das sich mit der Schaffung einer Sahara-Bahn beschäftigt, die das französische Kolonialreich in Afrika zu einer mächtigen Einheit zusammenballen soll. Das Projekt sieht die Verbindung Orans mit dem Niger-Gebiet vor, so daß allein die reine Wüstenstrecke der Sahara-Bahn 1500 Kilometer beträgt. Die Kosten werden (ausschließlich Zinsen) auf 2,2 Milliarden Franks berechnet, für die man aber ohne weiteres eine Mehrheit zu finden hofft. Denn es handelt sich ja weniger um ein wirtschaftliches, als vielmehr um ein eminent machtpolitisches Projekt, dessen einfacher Sinn der ist, die schwarzen Truppenmassen Frankreichs in kürzester Frist für den französischen Generalstab verfügbar zu machen.

Wer rüstet, darf sich nicht wundern, wenn andere sich bedroht fühlen. Und so ist es menschlich durchaus begreiflich, daß die Heeres- und Flottenausgaben in England, in Rußland, Italien usw. ebenfalls immer weiter steigende Ziffern aufweisen und daß auch aus Amerika wieder erhöhte Rüstungsausgaben gemeldet werden.

Das alles will schlecht zu der Botschaft von Bethlehem passen. Und unerträglich will uns der Zwiespalt dünken zwischen dem gigantischen Wettstreit der Völker und dem Engelswort: „Friede auf Erden!“

Aber noch furchtbarer fast ist das Kriegsgeschrei des Antichrist, von dem im „Was vorgeht“ (Nr. 293) ja bereits deutlich genug die Rede war. Und es ist ja kein Geheimnis mehr, daß sich der „Bund der Gottlosen“ gerade die heilige Weihnachtszeit zu einer besonders regen Propaganda gegen die christliche Lehre ausgesucht hat. Wenn diesem Bunde des Antichrist bisher in Deutschland auch noch keine allzu erheblichen Erfolge beschieden waren, so möge man damit dies furchtbar ernste Kapitel nicht als erledigt betrachten. Der „Bund der Gottlosen“, der ja bekanntlich schon in den ersten Jahren der russischen Revolution gegründet wurde, zählte z. B. am 1. Januar 1926 in ganz Sowjetrußland noch keine 87 000 Mitglieder. Dann aber stieg er ganz plötzlich bis zum 1. Januar 1927 auf 138 000, am 1. Februar 1929 auf 465 000 und am 1. Januar 1930 auf 2 000 000 Mitglieder. Und Ende Juli wurden bereits 3 500 000 Mitglieder gezählt. Bei einer öffentlichen Tagung eines kommunistischen Jugendverbandes wurden dieser Tage in Berlin Bürgerkriegsgeusen dargestellt, die besonders auf blutrünstige „Bürger“ morde angelegt waren. Und das kommunistische Verbandsorgan „Arbeiterkult“ verbreitet unter den Massen der deutschen Bevölkerung zu spottbilligen Preisen Grammophonplatten mit allen möglichen christfeindlichen Liedern, von denen das Weihnachtslied „Der neue Stern“ (siehe „Aufwärts“ Nr. 293) sich einer ganz besonderen Durchschlagskraft erfreut. Daß es sich jedoch auch bei dieser kultur-bolschewistischen Sintflut im Kerne um nichts anderes als um reine Machtfraßen handelt, ist selbstverständlich.

Wie man hört, soll die Zentrale der „Internationale der Gottlosen“ von Moskau nach Berlin verlegt werden, trotz der geistigen Querverbindung, die zwischen den kommunistischen „Gottlosen“ und den sozialdemokratischen „Freidenkern“ besteht, hoffen wir, daß dieser Plan bei unserer Reichsregierung und vor allem auch bei der Preußenregierung keine Gegenliebe findet. Inzwischen melden die Blätter, daß die Demonstrationen des „Bundes der Gottlosen“ ihren Höhepunkt am Heiligen Abend finden sollen und aus diesem Grunde die Polizei in den Städten in erhöhter Bereitschaft gehalten wird. Es sind dies alles Zeichen der Zeit, die uns um die Zukunft alles lassen könnten.

Aber so dunkel die Nacht auch sein mag, — die Sterne da droben erglänzen in ewiger Pracht. . . die Weihnachtssterne! — Nicht mehr und nicht weniger sagen sie uns, als daß ein jeder — wohin er auch gestellt sein möge — seine Pflicht tue und in Demut seine Knie beuge vor der Krippe, die im heiligen Lichte göttlicher Liebe und ewigen Friedens erstrahlt. Liebe und Friede — trotz Bruderzwist und Parteidämone! Liebe und Friede — trotz starrer Wassen, trotz Kriegslärm und Antichrist! Liebe und Friede im Lichterglanz des Weihnachtsbaumes tief, ganz tief in unserem Herzen — da mag die Welt in Trümmern gehen! Fürchtet euch nicht! —

S.

Eine französische Stimme zur Revision der Verträge.

In der Nummer vom 19. Dezember bringt die pazifistische Pariser Tageszeitung „La Volonté“ einen interessanten Artikel: „La paix vaut bien la révision des traités“. Der Verfasser dieses Artikels stellt zunächst Betrachtungen über einen zukünftigen Krieg an. Ein solcher Krieg, der im Gegensatz zu früheren Kriegen ein chemischer Krieg sein werde, werde Frankreich vernichten. Man müsse, um einen zukünftigen Krieg zu vermeiden, die unhaltbaren Friedensverträge beseitigen. Im Zusammenhang mit dem polnischen Korridor, fragt der Verfasser, was die Franzosen wohl gesagt hätten, wenn man 1871 von der Schweizer Grenze bis La Rochelle einen „Korridor“ durch französisches Gebiet gelegt hätte, damit die Schweiz einen Zugang zum Meere bekommen hätte? Niemand denke daran, durch französisches Gebiet einen Schweizer Korridor zu legen, weil das eben unsinnig sei, ist aber ein polnischer Korridor durch deutsches Gebiet nicht eben so unsinnig? Dann vergleicht der Verfasser den Abschluß des Versailler Friedensvertrages mit dem des Frankfurter Friedensvertrages. Bismarck habe in Frankfurt auch die französischen Unterhändler zu Worte kommen lassen und diese hätten auch tatsächlich erreicht, daß die Kriegslasten herabgesetzt wurden und die Stadt Belfort nicht zu Deutschland kam. Wie war es aber in Versailles? Wörtlich schreibt der Verfasser: „Aber der Vertrag von Versailles wurde den Deutschen einfach vorgelegt — diktiert wäre der richtige Ausdruck hierfür.“ — Wie konnte daselbe Frankreich, das einst für die Rehabilitierung eines Drenschamps kämpfte, solch einen Frieden annehmen? Im folgenden ist dann von der Kriegsschuldfrage die Rede. Wörtlich heißt es da:

„Das Schlimme ist, daß der Versailler Friedensvertrag fehlerhaft ist. Im Artikel 231 haben die Alliierten von Deutschland das Geständnis erzwungen, daß es am Kriegsausbruch von 1914 allein schuldig sei. Schon 1919 konnte diese These sehr kühn scheinen; denn es ist unmöglich, zu leugnen, daß die serbische Regierung von 1914 wegen des Mordes von Sarajewo die erste und schwerste Schuld trifft. . . Im vorigen Jahre erst hat die serbische Regierung dem Hauptattentäter, Princep, ein Denkmal enthüllt und damit selbst ihr Verbrechen eingestanden.“

„Aber noch mehr! Offiziell ist bestätigt — und Poincaré hat es in seinem letzten Buche selbst geschrieben — daß die russische Gesamtmobilisierung am 30. Juli 4 Uhr die erste aller Mobilisierungen gewesen sei. Zwischen dem französischen und russischen Generalstab sei vereinbart worden, daß die Mobilisierung automatisch den Krieg einleiten sollte.“

„Was aber am meisten für die Revision der Verträge spricht, ist dieses: Es gibt gegenwärtig in allen Ländern Geschichtsschreiber und Wahheitsucher, die nicht nur Deutschlands Altschuld bestreiten, sondern die hartnäckig behaupten, daß die Schuld Serbiens, Rußlands, Frankreichs und Englands viel größer und bestimmter sei als die der Zentralmächte. . .“ So verteidigt ein französischer Pazifist die Revision der Friedensdikate. Die deutschen „Pazifisten“ sind aber die schärfsten Gegner des Revisionismus. Wie kommt das? Gibt es nicht so etwas wie eine internationale Solidarität bei den Pazifisten? Wie kann man sich dann erklären, daß die französischen Pazifisten entschiedene Anhänger einer Revision der Verträge sind, während zur gleichen Zeit in dem pazifistischen „Anderen Deutschland“ ein Führer der deutschen Friedensbewegung schreibt, daß die Revision der Friedensverträge abseits von dem Wege der deutschen Pazifisten liege? S. W. K.

Von weihnachtlichem Erbgut des deutschen Volkes.

Deutsche Weihnacht im Jugendverein.

Kein anderes Volk feiert Weihnachten so wie das Deutsche. Der mächtigste Träger der altgermanischen Religion waren die Sachsen, die das niederdeutsche Gebiet zwischen Rhein und Elbe und zwischen der Nordsee und dem Harz bewohnten. Da sie unruhige Grenznachbarn waren, so führte Karl der Große einen Krieg gegen sie, der sich durch dreißig Jahre hinzog und mit der Unterwerfung der Sachsen endete.

Dem fränkischen Krieger folgte der christliche Priester auf dem Fuße, und unter dem drohenden Schwerte wurde den Sachsen die ihnen verhasste Religion des Siegers aufgezwungen.

Man versammelte die sächsischen Männer und Frauen an Flüssen, und dort wurden sie getauft, nachdem sie das Taufgelübde nachgesprochen und den alten Göttern abgelegt hatten.

Raum hatte Karl den Rücken gewandt, dann wurden die zurückgebliebenen Priester ermordet oder vertrieben, und das ergrimmte Volk wandte sich wieder seinen alten Göttern zu.

Es folgte schließlich das Blutbad von Verden, neue Unterwerfung und härtester Druck.

Doch damit wuchs auch die Erbitterung, der sprichwörtliche Sachsentrug, dessen Wahrzeichen das Sachsenroß ist, das keinen gewaltsamen Vereiter über sich duldet.

Wollte man die neue Religion unter den Sachsen dauerhaft begründen, so mußte man ihnen für Christus das Herz abgewinnen in liebevoller und gebuldiger Missionsarbeit.

Ein sächsischer Volksdichter, Mönch von Fulda, dem Lieblingskloster des Bonifatius, hat diese große Kunst verstanden. Er wußte den Sachsen in seinem Buche „Der Heiland“ ein lebendiges Bild des Heilands vor Augen zu stellen — so als habe der Gottgefundene vor nicht langer

Deutschlands eurasische Aufgabe.

Von Friedrich Melzer.

Wir entnehmen dem Artikel „Deutschlands Aufgabe“ an den eurasischen Bevölkerungsveränderungen, den der Verfasser im Dezemberheft der Monatshefte „Volk und Reich“ veröffentlichte, die nachstehenden Ausführungen, die den Blick der ganzen Welt auf ein Problem zu lenken geeignet sind, bei dem es über die Tagespolitik, ja über Jahrhunderte hinaus um Sein oder Nichtsein der abendländischen Kultur überhaupt geht.

Unter den Sorgen des Alltags im Deutschland des Versailler Diktats finden wir nur selten Ruhe, uns mit den weltweiten Schicksalsfragen des eurasischen Kontinents zu befassen. Wir stehen vor der Gefahr, im Wirbel des Wandels der Weltgeschichte, in einer Epoche der Umwertung aller Werte und der Verschiebung der Kräfte- und Machtverhältnisse der großen Rassengruppen der Erde den Zusammenhang mit der größeren Wirklichkeit einer herausdämmenden Zukunft zu verlieren, wenn wir nicht die alltäglichen Sorgen beruht in diesen größeren Zusammenhang hineinzustellen lernen.

Dank und Gruß!

Wir legten kürzlich dem „Aufwärts“ eine Karte bei, die unseren Lesern Gelegenheit bot, den „Aufwärts“ als Weihnachtsgeschenk für diesen oder jenen Freund oder Bekannten zu bestellen. Von dieser Anregung haben unerwartet viel Aufwärtsleser Gebrauch gemacht. An die uns angegebenen Adressen wird die Weihnachtsnummer als erster Gruß gesandt. Die regelmäßige Zustellung erfolgt dann ab 1. Januar 1931. Sollte der eine oder andere von den Besendern bereits Leser des „Aufwärts“ sein, dann wird sich schon Gelegenheit finden, den „Aufwärts“ auch ein Haus weiter zu tragen. Wir danken unseren Lesern für die Treue, mit der sie den Dienst unseres Blattes stützen, und wir hoffen, daß der „Aufwärts“ auch unseren neuen Lesern zum guten Freunde werden wird. Auch unseren Mitarbeitern sei unser herzlichster Dank ausgesprochen. Möchte der Dienst, den der „Aufwärts“ unserem Volke und Vaterland leisten will, in der gegenwärtigen schweren Zeit ganz besonders gesegnet sein.

Und nun grüßen wir alle unsere lieben Leser und Mitarbeiter aufs herzlichste und wünschen ihnen allen ein glückliches und gesegnetes Weihnachtsfest!

Mir fiel es wie Schuppen von den Augen, als ich zum ersten Male auf einige Monate in der zivilisationsfernen Wildnis der Nordmandschurei unter der Führung des Afenforschers Walther Stöhrner auf der deutschen Heilungkiang-Expedition den asiatischen Puls schlug und in der asiatischen Zeitlosigkeit den rastlosen Fortschritt Chinas erlebte. Die weitere Beschäftigung mit den Bevölkerungsfragen des Fernen Ostens und die knappe Beobachtung der Entwicklung in Rußland führten mich dann zu Parallelen zwischen den Bevölkerungsveränderungen in der großen Weite des eurasischen Kontinents und der gegenwärtigen deutschen Wanderungs- und Bevölkerungsbewegung, die vielleicht gewagt erscheinen mögen, aber nach meiner festen Überzeugung reale schicksalhafte Bedeutung für die Gestaltung des Lebensraumes schon der nächsten Generation haben.

Wir denken heute nicht mehr in Jahrzehnten, nicht mehr in Jahren, allenfalls noch in den immer kürzer werdenden Perioden der Reichstagswahlen. Wie anders ist die asiatische Einstellung! Der individualistischen Zersäuerung, der Jagd nach kurzem Tagesglück setzt besonders China auch heute noch trotz mancher schnellen

Veränderung die Verantwortung der Kollektiven entgegen, besonders der Familie, deren dämendes Glied jeder bleibt, mag er sich auch noch so aus der Masse herausheben.

Der letzte Minister des letzten Ming-Kaisers soll vor rund 400 Jahren bei der Eroberung des Reiches der Mitte durch die rassenfremden Mandschus ihnen die Versicherung abgenommen haben, daß diese in China nur als Soldaten und Beamte tätig sein würden, keinesfalls als Bauern und Kaufleute. So schuf er die Grundlagen für die sichere Vernichtung der mandchurischen Fremdherrschaft; Sun Jatsen ist in unseren Tagen, nach 400 Jahren, der Vollender der Politik des letzten Ming-Ministers geworden. Politik auf ein halbes Jahrtausend!

Das neue Tempo der asiatischen Entwicklung dagegen ist durchaus kein Gegensatz zu der asiatischen Zeitlosigkeit. China erobert das Land, und China macht sich, wie es Japan, der chinesische Erbsind, vorgemacht hat, die Fortschritte europäischer und amerikanischer Technik zunutze, in seiner Art freilich.

Aber das ist sicher, daß hier die im Zeitalter der europäischen Kolonialpolitik mächtigsten Kräfte, die durch die Kriegsschuld der Entente aus der Suggestion einer Höherwertigkeit der weißen Rasse erst sind, machtvoll, wenn auch noch unbewußt, sich an die Wandlung des Weltbildes, zunächst an die Eroberung des eurasischen Kontinents, heranmachen und dazu bei einem instinktiveren Rationalismus und Rassenbewußtsein in all das an äußeren Mitteln übernehmen, was die europäische Zivilisation ihnen bietet; spitzten wir es bis zur letzten möglichen Konsequenz zu: zur Eroberung und Vernichtung Europas mit den Werkzeugen Europas. Phantasie? Hat nicht auch Rom trotz überlegener Organisation und Technik in Zeiten der feilschen Dekadenz und Zivilisationszermürbung, die dem heutigen Zustand in Europa überraschend ähnlich sehen, vor einem Haufen entschlossener „Wilder“ kapitulieren müssen?

Hier wird der unmittelbare Vergleich mit der deutschen Wanderungsbewegung gegenständlich. Aus Panikstimmung, Verzweiflung und seelischer und materieller Normalisierung des Glends kann nur die Selbstauflösung des Deutschtums entstehen. Der eiserne Wille, die hühle Ruhe der selbststärkeren Leidenschaft für Jahrhunderte geben die Kraft auch zur Durchbrechung jeder Wand, schließlich nur, wenn Geduld dahintersteht. Die vorbehaltlose Vereinigung der europäischen Nationalitätenfragen schafft erst die Möglichkeit für eine Solidarität jener Rasse, die in der Welt die geringsten Solidaritätsgefühle aufbringt. Der in Versailles geschaffene Nationalitätenstreit ist der Wegbereiter europäischer Inferioritätskomplexe gegenüber dem asiatischen Fragezeichen.

Drei Wesenszüge zeichnen die heutige deutsche Wanderungs- und Bevölkerungsbewegung aus: Allgemein der selbstzerstörend wirkende Zug von Osten nach Westen, der all das preisgegeben droht, was Jahrhunderte deutsche Rückwanderung nach dem Osten gebracht haben; die Geburtenrückgang und schließlich der Zug vom Land zur Stadt, die Entfremdung von der Bodenständigkeit. — Gehen wir über den eurasischen Kontinent, so ergeben sich verblüffende Vergleiche. China ist uns heute nur als der große Koloss geläufig, von dem man nicht einmal weiß, ob er 400 oder 600 Millionen Einwohner hat. Doch sind die Chinesen nur in dem Sinne ein Volk, wie etwa die Germanen. Sie haben in den Jahrtausenden ihrer Geschichte sich vom Unterlauf des Jangtse über die heutige Riesensfläche ausgebreitet und die früher dort ansässigen Barbarenstämme teils vernichtet, teils aufgesogen. Sie haben die Suggestion der Höherwertigkeit der chinesischen Kultur bis zur Gegenwart erfolgreich behauptet. So hat sich auch nach außen ein einheitliches und schon fanatisches

Zeit als der mächtigste der Männer, als Herzog und Gefolgsherr unter den Sachsen gelebt.

Damals kannte die deutsche Dichtung noch nicht den Endreim, sondern die vier Hebungen einer Verszeile wurden durch den Gleichklang der Mißlaute enger miteinander verbunden. Man nennt das den Stabreim oder die Alliteration. Wir brauchen uns nur an den bekannten Vers von Roland dem Riesen zu erinnern: Roland der Riese am Rathaus zu Bremen stand er ein Standbild so fest wie von Stein.

Der Heiland, diese erste volkstümliche Erzählung des Lebens Jesu, ist ums Jahr 830 entstanden. Der Name des Verfassers ist unbekannt geblieben, in das Herz der Sachsen war aber der Weihnachtsglanz gefallen.

1100 Jahre sind seitdem vergangen, doch der Heiland steht in seiner unverwundlichen Kraft und Lebensfrische da, ein bisher nicht erreichtes Vorbild der engsten Verbindung des christlichen Geistes mit dem Geiste des deutschen Volkstums.

Aus dem 9. Jahrhundert stammt auch ein Sang zu Ehren des Jesuskindes von dem Mönch Gottschalk, einem sächsischen Grafensohn gedichtet, als er einst jahrelang auf einer einsamen Insel als Verbannter lag.

O was heißt du liebes Kindlein,
O weshalb ermahnst du, Söhnlein,
Mich hier süßen Sang zu singen,
Da doch Meer und Vannes Schlingen
Mich umringen?
Warum heißt du singen mich?

Lieber wolle ich, o du Kleiner,
Daß du Bräutlein in deiner
Frommen Brust die bittren Schmerzen
Fühlst mit liebgeneigtem Herzen,
Die mich schmerzen —
Warum heißt du singen mich?

Doch da schon so lange währte
Dein Begehrt, mein Lichtgefährte,
Sing' ich denn zu hohem Preise

Gott, dem Vater, Sohn und Geiste
Meine Weise.

So will frei ich singen dir!

Sei gebenedeiet, Herrscher,
Sohn und Vater, unser Helfer:
Gott der Höhe, Gott, du Reiner,
So gerecht wie du bist heiner,
Gott, Alleiner.
So will gern ich singen dir!

O wie lang weil ich, mein Heiland,
Hier auf meerumtostem Eiland
Schon zwei Jahre ungesähr,
Fleht mein Herz in seiner Leere:
Miserere.

Hör, o Demut bitt ich dich
Dir, o König, will ich singen,
Singen zu der Harfe Klingen,
Singen fort mit Herz und Munde,
Bei dem Kindlein jede Stunde.
Süße Runde
Dir, holdwäterlicher Herr.

Uebersetzen aus dem Lateinischen. (Aus Hans von Schubert, Die Geschichte des deutschen Glaubens, Quelle und Meyer, Hannover.)

Bald nachdem die Kirche heimisch geworden war auf deutschem Boden, gab sie dem Volke eine Gelegenheit, sich beim sonntäglichen Gottesdienst aktiv zu beteiligen — durch den Gesang kurzer Strophen, die mit Kyrie eleis schlossen und darum Kyrie n genannt wurden. Die nachfolgende Weihnachtseise gehört zu den ältesten, die uns erhalten geblieben sind.

Wueste fistu, (gelobet seist du) Jesu Christ,
Dat du hute gheborn bist.
Von eyner maghet, dat is mar,
des vrom fik al de hemelsche Schar,
Kirie eleis.

chinesisches Volk
600 Millionen
sische Kuli für
Man mag d
eines vergre
an, daß die
sich die Ver
halten haben
Blutaufrich
Bei dem
den nur we
zum Amur
Russen nich
Aber wir ha
land an do
reits fehlt
Abstandes v
dem Bann d
Glücklinge
der Verlust
kommen, a
Experiment
ist ein heu
einer baldig
Oder gel
offenen Aug
zu sein und
zu wissen, d
in Moskau
der Ausglei
auf Ostbiri
drängen. I
den überwö
in die Atla
aber warum
lernen?

Dabei k
es sich gem
Kulturerbe
noch kultur
flächen. M
bringen kö
überzeugt
aufreiben,
über freier
ländern an
sich festst
Jahrhunde
der Wille
bewußte B
der Feind
dung von
bewußt er
stromes na
gibt es nu
denen W
erwogen
erliegen o
ausüben n
seit der E
gerade die
Schule, die
einer neu
fern von
bild des
Darin ist
Sergland
zwischen
müssen a
Fern n
gemeinsam
tausenden

Die R
Glaubigen
zum eind
standen d
daß hier
in der R
verkünde
Gemeinde
Schon
Weihnach
Altar: ob
Auch
ramen st
etwa die
Kindlein
nicht felt
werkes, u
fließende
katholisch
Kirchen,
Schau.
Mittel d
gehen la
Die K
der Bor
Piede de
höfliche
Frühzeit
gen d f
Jnnigke
schliche
diese ge
sie vers
geleitete
Vergesse
net war
ersten
nach d
manifist

Effektiven
nennendes Glied
der Masse her-
soll vor und
er Mitte durch
erficherung ab-
r als Sol-
n, keinesfalls
Grundlagen
ischen Fremd-
gen, nach 400
letzten Ming-
halbes Jahr-
klung dagegen
Zeitlosigkeit.
it sich, wie es
hat, die Fort-
zuwende, in
alter der euro-
die durch die
einer Höher-
achtvoll, wenn
des Weltbildes,
en Kontinents,
heren Nati-
n all das an
opäische Zivi-
er letzten mög-
nd Vernich-
Europas. Phan-
gener Organi-
Dekadenz und
en Zustand in
em Hausen ent-
mit der deut-
h. Aus Panik-
nd materieller
Selbstaufgabe
Wille, die hülle
Jahrhunderte
der Wand, frei-
Die vorbehalts-
nastitätenfragen
lidarität jener
baritätsgefühle
Nationalitäten-
Inferioritäts-
zeichen.
deutsche Wande-
Allgemein der
ach Westen, der
der deutsche
haben; die Ge-
Zug vom Land
ständigkeit. —
so ergeben sich
ute nur als der
t einmal weis-
hat. Doch sind
wie etwa die
enden ihrer Ge-
über die heutige
dort anfüßigen
aufgeflogen. So
der chinesische
hauptet. So hat
schon fanatisches
eiste
:
:
er,
land,
D
re:
:
:
nde,
e.
(Aus Hans von
schen Glaubens,
worden war auf
eine Gelegenheit,
o zu beteiligen —
mit Kyrie eleis
urden. Die nach-
u den ältesten, die
esu Christi,
schar,

chinesisches Nationalgefühl entwickelt, das diese 400 bis 600 Millionen eifern umschließt. Der schmierigste chine- sische Kuli fühlt sich jedem Europäer turmhoch überlegen. Man mag das mit Recht als den senilen Größenwahn eines vergreisten Volkes betrachten; was ändert das dar- an, daß die Chinesen als ausgesprochenes Bauernvolk sich die Verbindung mit den Urkräften des Bodens er- halten haben? Dazu saugen sie immer neue Völker zur Blutauffrischung in sich auf.

Bei dem rasenden Tempo der Völkerwanderung wer- den nur wenige Jahrzehnte vergehen, bis das Land bis zum Anrücken der Russen gefüllt ist. Daran ändern auch Erfolge der Russen nichts. Die Sowjets sind uns unsympathisch. Aber wir haben erst recht kein Interesse daran, daß Ruß- land an das Chinesentum überantwortet wird. Heute be- reits fehlt den Russen im Fernen Osten jedes Gefühl des Abstandes vom Chinesen. Nicht nur die Tungusen sind dem Bann des Chinesentums verfallen, auch die russischen Flüchtlinge arbeiten als Kulis für Chinesen. So kann der Verlust Transbaikaliens an die gelbe Rasse schneller kommen, als man vermutet, wenn das bolschewistische Experiment unverändert noch länger Bestand hat. Das ist ein heute wenig beachtetes europäisches Interesse an einer baldigen Evolution in Rußland.

Ober geht uns das nichts an? Man braucht nur mit offenen Augen ein paar mal den Sibirienexpress gefahren zu sein und das Moskauer Straßenleben zu verfolgen, um zu wissen, daß die gelben Vorposten heute bereits in Moskau stehen. Rußlands europäische Aufgabe ist der Ausgleich mit der gelben Rasse. Aber der Verzicht auf Ostibirien muß Rußland wieder einseitig nach Westen drängen. Damit würde das Deutschtum immer mehr an den überfüllten Rand Westeuropas gedrängt; förmlich in die Atlantik. Das mag eine lange Perspektive sein; aber warum sollen wir darin nicht von den Chinesen lernen?

Dabei ist China längst nicht so überfüllt, wie man es sich gemeinhin vorstellt und wie es auch für die großen Flußtäler einwandfrei zutrifft. Es gibt auch in China noch kulturfähige, ja sogar in Kultur gewesene Frei- länder. Aber wir werden das den Chinesen nur bei- bringen können, wenn wir von unserer weiteren Mission überzeugt sind, wenn wir uns nicht nur in Tagespolitik aufreiben, dabei uns in erschreckender Rindlichkeit dar- über freuen, wenn die Chinesen wieder einmal den Eng- ländern am Zeuge flicken, sondern einen als Glaubens- satz feststehenden Selbsthaltungswillen über Jahr- hunderte und Jahrtausende bewahren. Dazu gehört der Wille zum Leben für Generationen, d. h. die ziel- bewußte Bevölkerungsvermehrung, da nur der Fortschritt der Feinde des Rückschritts ist. Dazu gehört die Abwen- dung von dem mörderischen Zug nach Westen und der bewußt eroberte Drang eines neuen Kolonisations- stromes nach dem Osten. Und auch für Europa insgesamt gibt es nur die Entscheidung, ob wir unter modern ge- wordenen Minderwertigkeitskomplexen der Suggestion des ewig jungen Blat schürfenden geisthaften Astatentums erliegen oder selbst die neue unbezwingbare Suggestion ausüben wollen, wie wir es in dem halben Jahrtausend seit der Entdeckung Amerikas vermocht haben. Dazu sind gerade die europäischen Nationalitätenfragen eine gute Schule, die Probe aufs Exempel. Damit können wir auch einer neuen Menschheitsideologie Geltung verschaffen, fern von dem ängstlich nach rückwärts schielenden Trug- bild des ewigen Friedens nach der Völkerbundstrafe. Darin ist Deutschlands europäische Aufgabe klar: Als das Herzland Europas haben wir nicht allein die Gegenläufe zwischen West- und Osteuropa zu verarbeiten, sondern müssen auch über den Kontinent die Brücke zum Fernen Osten schlagen, zur gelben Rasse, die mit uns gemeinsam noch ein großes Stück des Weges in den Jahr- tausenden einer im Schoße der Zukunft ruhenden Ge-

Die Kirche war bemüht, die Weihnachtsgeschichte den Gläubigen greifbar vor Augen zu stellen, und sie dadurch zum eindringlichen Erlebnis werden zu lassen. So ent- standen die Krippenspiele. Sie hatten das Gute, daß hier viele Personen aus der Gemeinde durch ihr Spiel in der Kirche das heilselige Geheimnis der Weihnacht verkünden und damit sich in den Dienst Gottes und der Gemeinde stellen durften.

Schon in früher Zeit stellten kunstbegabte Mönche die Weihnachtsgeschichte in Bildern dar, die entweder als Altar- oder Wandgemälde die Kirche schmückten.

Auch in plastischen Werken, nach Art unserer Pan- oramen stellte man Episoden aus der Weihnachtsgeschichte, etwa die Verkündigung Mariä oder die Verehrung des Kindleins durch die Weisen aus dem Morgenlande dar, nicht selten unter Verwendung eines mechanischen Trieb- werks, um einzelne Figuren oder das durch die Landschaft fließende Wasser zu bewegen. Noch heute stellt man in katholischen Gegenden solche Weihnachtspanoramen in Kirchen, Kapellen und Klöstern den Andächtigen zur Schau. Auch unsere evangelische Kirche sollte sich dies Mittel der Wirkung auf empfängliche Gemüter nicht ent- gehen lassen.

Die kindlich frommen und fangesfreudigen Gemüter der Vorfahren wollten die Weihnachtsgeschichte auch im Liebe verkünden, und so entstanden im Mittelalter jene höflichen Weihnachtslieder, die nie veralten, weil in der Frühzeit unseres Volkes ein Glanz ewiger Ju- gend schön auf sie gefallen ist. Welche Reinheit und Innigkeit des Empfindens, welche Unmittelbarkeit und schlichte Natürlichkeit des sprachlichen Ausdrucks atmen diese geistlichen Volkslieder! Lange Jahrhunderte waren sie verschollen, höfliche Besitztümer, deren sich ein falsch geleiteter Sinn schämte, sie in die Kumpelkammer der Vergessenheit verwies, häufig auch, sofern sie aufgezeich- net waren, dem Feuer übergab. Doch infolge der ersten Anfänge des völkischen Erwachens nach den Befreiungskriegen (Romantik, Ger- manistik) und der völkischen Bewegung um die Wende

Kein deutscher Vorsitz in Genf?

Vor-Verhandlungen über die Januar-Tagung des Völkerbundes.

Mit der Abreise der Reichsminister in die Wei- nachtsferien ist es auch in der Wilhelmstraße still ge- worden. Von langer Dauer werden diese Ferien von der Politik jedoch nicht sein. Mitte Januar tritt be- reits der Haushaltsausschuß des Reichstags wieder zusammen, um die Etatsarbeiten aufzunehmen. Innenpolitisch bedeutet zwar der Friedensschluß zwi- schen Reich und Thüringen für beide Parteien eine Entlastung, aber auch so ist noch Stoff genug für he- ftige Auseinandersetzungen vorhanden. So gibt es Mei- nungsverschiedenheiten über den Haushalt der Wehr- macht, der diesmal ja als erster an die Reihe kommen soll, ferner steht der volksparteiliche Sparantrag, der weitere Abstriche in Höhe von 300 Millionen Mark fordert, zur Debatte. Und auch hier läßt sich das Vorhandensein einer Spannung nicht leugnen.

Außenpolitisch muß sich die Reichsregierung für die 62. Tagung des Völkerbundesrates rüsten, die am 19. Januar in Genf beginnt. Die Bedeutung dieser Tagung ergibt sich daraus, daß der Völkerbundesrat das Datum der Welt-Abstrichkonferenz festlegen und zu den drei deutschen Vorschlägen über die Miß- handlung des deutschen Volkstums in Polen Stellung nehmen muß.

Schichte gehen kann, wenn wir uns aus dem Selbsthal- tungstrieb der schweren Verantwortung in der schwan- geren Zeit an der Wende zwischen zwei Zeitaltern bewußt sind. Für China wäre das zugleich die unbedingte Sicher- ung gegen die kolonialherrlichen Gelüste der für die Welt Herrschaft genozogen und zu leicht befundenen West- mächte. Der Schlüssel dazu liegt bei uns.

Die Verschuldung der Gemeinden

Eine Statistik des preussischen Landgemein- derbandes.

Der preussische Landgemeindevorstand veröffentlicht eine Statistik über die Verschuldung der Gemeinden, nach der für 1928 die höchste pro-Kopfbelastung der Gemeinden in den Großstädten zwischen 100 000 bis 200 000 Einwohnern mit 193,81 Mark und die nie- drigste in den Landgemeinden mit 37,45 Mark vor- handen war.

Schuldenfreie Gemeinden befanden sich damals nur in der Größenklasse unter 5000 Einwohnern, und zwar waren von 50 070 Gemeinden unter 5000 Ein- wohnern 20 722 schuldenfrei. Ferner hatten keine Schulden sechs Städte zwischen 5000 und 10 000 Ein- wohnern.

Untersucht man, welcher Anteil der Bevölkerung noch in schuldenfreien Gemeinden wohnte, so ergibt sich folgendes: In Ostpreußen 59,6 Prozent, Pommern 58 Prozent, Mecklenburg-Schwerin 43,3 Prozent, Meck- lenburg-Strelitz 40,5 Prozent, Brandenburg 44,0, Grenzmark Posen-Westpreußen 39,3, Niederlausitz 45,5, Oberschlesien 41,7, Schleswig-Holstein 35,6, An- halt 25,1, Provinz Sachsen 28,0, Hannover 21,7, Westfalen 23,2, Rheinland 19,4, Nord- und Südbayern 24,7, Braunschweig 17,5, Thüringen 10,7, Oldenburg 8,3, Hessen-Nassau 9,2, Hessen 4,3, Württemberg 10,0, Baden 17,7, Pfalz 13,7 Prozent.

Aus der Tatsache, daß somit eine große Anzahl von Landgemeinden noch schuldenfrei waren, darf man nicht den Schluß ziehen, als ständen diese kleinen Ge- meinden finanziell viel günstiger da, als die stark ver- schuldeten, zum Teil unter Anwartsverwaltung stehen-

des Jahrhunderts und nach dem Weltkrieg, nicht zuletzt auch durch die Jugendbewegung, die sich von der Ueber- kultur abwandte und eine Erneuerung des Lebens auf der Grundlage echten, gesunden Volkstums erstrebte, wurden viele der alten herrlichen Weihnachtslieder wieder ent- deckt und aufs neue zu Ehren gebracht.

Mancher möchte meinen, das Weihnachtsfest müsse immer so wie jetzt gefeiert worden sein in deutschen Lan- den — nämlich mit dem Christbaum. Doch erst seit 1800 läßt sich — und zwar im Elsaß — der Weihnachtsbaum geschichtlich nachweisen; und erst im Laufe des 17. Jahr- hunderts gesellte sich zu ihm der Lichterglanz.

Weihnacht ist das Fest des Lichtes, darum singt unser Luther:

Das ewige Licht geht da herein,
Gibt der Welt einen neuen Schein.
Es leucht' wohl mitten in der Nacht,
Und uns zu Lichtes Kindern macht.

Und es ist das Fest der Liebe, der Liebe des ewigen Vaters, die uns in dem Sohne liebt, so daß unsere Herzen höher schlagen und wir unseren Mitmenschen Liebe er- weisen und Freude bereiten möchten.

Nacht liegt über Deutschland: unser Volk ist unfrei, von erbarmungslosen Feinden zu Boden geworfen, ge- knebelt und ausgezogen; es ist auf Generationen hinaus verarmt und dabei innerlich in der schlimmsten Weise zer- rissen. Auch unsere heranwachsende Jugend leidet auf- schwerste unter der allgemeinen Not. Möchten wir des- halb von dem unermesslichen Reichtum des Lichtes und der Liebe, der von dem Weihnachtskinde aus- geht, etwas hineinnehmen in unser Herz und Leben; dann wird das neue Jahr, das wir demnächst beginnen, ein Jahr des Herrn, ein Jahr des Heils für uns sein; und möchten wir die reichen Schätze an weihnacht- liche Volksgut in ihrem Wert recht erkennen; erst dann können wir in Wahrheit deutsche Weihnacht feiern! Armin Franke.

Nach der für die Ratstagung maßgebenden alpha- betischen Reihenfolge müßte der deutsche Delegations- führer, also Reichsaussenminister Dr. Curtius, diesmal den Vorsitz führen. Wie verlautet, schweben aber Er- wägungen über einen Verzicht Deutschlands auf den Vorsitz. Man geht dabei anscheinend davon aus, daß, wenn ein deutscher Vorsitz geschäftsordnungsmäßig manche Vorteile bietet, so doch der Vorsitzende anderer- seits gehindert sein dürfte, die Sache seines Landes mit Schärfe zu vertreten. Daß aber angesichts der Behandlung, die die polnischen Behörden der deut- schen Minderheit zuteil werden lassen, der deutsche De- legationsführer eine große Portion Schärfe auch in der Tonart aufwenden muß, liegt doch wohl auf der Hand.

Die neue Reichskanzlei bezogen.

Der Neubau der Reichskanzlei, der nunmehr fer- tiggestellt worden ist, ist jetzt in Betrieb genommen worden. Die Ueberführung des Reichskanzlers, der Staatssekretäre und des Personals der Reichskanzlei vom Bismarck-Haus in die neuen Arbeitsräume ging ohne Feierlichkeit vonstatten. Die erste Sitzung in der neuen Reichskanzlei findet am 12. Januar statt. Auf der Tagesordnung dieser Sitzung werden vornehmlich außenpolitische Fragen stehen.

den großen Städte. In der Hauptsache erklärt sich diese „Schuldenfreiheit“ aus dreierlei Gründen:

Die kleinen Gemeinden waren durchweg gar nicht so kreditfähig, als daß sie Anleihen oder Kredite hät- ten aufnehmen können. Weiterhin haben sie außer- ordentlich spärlich gewirtschaftet, was ihnen freilich häufig den Vorwurf kommunaler Rückständigkeit ein- gebracht hat. Schließlich muß besonders hervorgehoben werden, daß der kommunalen Schuldenfreiheit, vor allem im Osten, eine sehr hohe privatwirtschaftliche Ver- schuldung gegenübersteht. Sie ist zum Teil mit dar- auf zurückzuführen, daß die kleinen Gemeinden, die keinen Kredit aufnehmen konnten, zur Erfüllung ihrer zwangsläufig gesetzlich festgelegten Aufgaben, gezwun- gen waren, die Realsteuereinzugsfläche übermäßig anzuspinnen.

Die mangelnde Kreditfähigkeit und die über- mäßige Anspannung der Realsteuereinzugsfläche lassen da- her die Schuldenfreiheit bei Tausenden von Landge- meinden im besonderen Licht erscheinen, da diese Ge- meinden angesichts der ständig sinkenden Steuererträ- ge und der steigenden Wohlfahrtskosten an Mangel an Möglichkeit, mit Krediten sich durchzuhelfen, größ- teils vor dem völligen Zusammenbruch stehen. Am übri- gen ist es zum mindesten zweifelhaft, ob die Schulden- freiheit Ende 1930 noch in dem Umfange besteht.

Fast vier Millionen Arbeitslose.

Neue Zunahme der Erwerbslosenzahl um 278 000.

In der ersten Hälfte des Monats Dezember hat nach dem Bericht der Reichsanstalt für Arbeitsvermit- lung die Zunahme der Arbeitslosigkeit aus überwie- gend jahreszeitlichen Gründen weiter angehalten, je- doch nicht das selbe Ausmaß erreicht, wie in der gleichen Zeit des Vorjahres.

Die Hauptunterstützungsempfänger zeigen vom 30. No- vember bis 15. Dezember eine Zunahme um rund 158 000 auf rund 1 946 000 in der Arbeitslosenversicherung, um rund 37 000 auf rund 693 000 in der Arbeitslosen- versicherung an Hauptunterstützungsempfängern in der Arbeits- losenversicherung auf 233 000, womit am 15. Dezember 1929 ein Stand von rund 1 433 000 erreicht wurde. Die Zahl der Arbeitslosen belief sich am 30. November auf rund 3,7 Millionen (berichtigte Zahl); bei der Zahlung am 15. Dezember ergab sich ein Anstieg um rund 278 000 auf rund 3 977 000. Die entsprechende Zahl Mitte De- zember des Vorjahres belief sich — nach einer Zunahme um rund 326 000 — auf rund 2 362 000.

Ein nicht genau erfassbarer Teil der Ueberhöhung der Arbeitslosenziffer gegenüber dem Vorjahr beruht auf der besseren Erfassung der Wohlfahrtsdienstver- losen sowie auf dem von der wirtschaftlichen Not er- zwungenen Andrang zahlreicher früher nicht als Ar- beitnehmer tätiger Kräfte zum Arbeitsmarkt.

Minderung des Brotgesetzes.

Bedingungen für den Verkauf von Weizenkleingebä.

Amlich wird mitgeteilt:

Zur Behebung der sich aus den Bestimmungen der Notverordnung zur Minderung des Brotgesetzes erge- benden Schwierigkeiten hat der preussische Minister für Han- del und Gewerbe zusammen mit dem preussischen Landwirt- schaftsminister auf Grund der in der Notverordnung ge- gebenen Ermächtigung angeordnet, daß in Zukunft auch in Brot-, Speise- und Schankwirtschaften Weizenkleingebä im Stückgewicht bis 50 Gramm angeboten, feilgehalten oder verkauft werden darf, wenn gleichzeitig und in gleicher Weise auch nach den Vorschriften von Paragr. 1 des Brot- gesetzes hergestelltes Brot, d. h. Roggenbrot, Weizenbrot usw., feilgehalten wird. Des weiteren sind die Regierungspräsi- denten ermächtigt worden, auch Ausnahmen von derjenigen Bestimmung der Notverordnung auszusprechen, Paragr. 1 des Brotgesetzes hergestelltes Brot, also Weizenbrot usw., nur unmittelbar von einer bei Inkrafttreten der Notverordnung bereits bestehenden gewerblichen Niederlassung aus ver- kauft werden darf.

Die Abführung der Bürgersteuer.

Das Reichsfinanzministerium teilt folgendes mit: Nach den maßgebenden Bestimmungen hat der Arbeit- geber die Bürgersteuer bei Lohnempfängern in zwei gleichen Raten bei der ersten, auf den 10. Januar 1931 und 10. März 1931 folgenden Lohnzahlung einzu- behalten. Zur Erleichterung für die Arbeitnehmer hat der Reichsminister der Finanzen im Einvernehmen mit den Reichsratsausschüssen die Arbeitsgeber ermäch- tigt, in den Fällen der Lohnzahlung für Beirräume

von nicht mehr als einer Woche den Abzug jeder der beiden Bürgersteuerraten auf die Lohnzahlungen in der Zeit vom 11. bis 24. Januar 1931 bzw. 11. bis 24. März 1931 zu verteilen.

In den Fällen, in denen die Lohnzahlung wöchentlich am Freitag erfolgt, könnte, wenn von der Ermächtigung Gebrauch gemacht wird, die eine Hälfte der Bürgersteuerrate bei der Lohnzahlung am Freitag, den 16. Januar, und die andere Hälfte am Freitag, den 23. Januar einbehalten werden. Die einbehaltenen Beträge sind binnen einer Woche nach der letzten Lohnzahlung (in dem Beispiel bis zum 30. Januar) an die Gemeindefasse abzuführen.

Danzig neuer Präsident.

Danzig, 24. Dezember. Wie verlautet, wird der bisherige Präsident von Danzig, Dr. Sahm, nicht auf seinen Posten zurückkehren. Als sein Nachfolger ist von den deutschen Staatsräten Dr. Biehm vorgeschlagen worden, der früher Vizepräsident des Senats gewesen ist.

Anschlag in Pundschab.

Gouverneur Sir de Montmorency durch mehrere Schüsse verletzt. — Kundgebung Lord Irwins.

— Lahore, 24. Dezember.

Während einer Feier in der Universität wurden auf den Gouverneur von Pundschab, Sir Geoffrey de Montmorency, mehrere Schüsse abgefeuert. Wie verlautet, sollen keine Verletzungen nicht schwer sein. Zwei Polizeibeamte und eine Herrin wurden ebenfalls verwundet. Zwei Studenten sind verhaftet worden.

Lord Irwin, der Vizekönig von Indien, der im April nächsten Jahres aus seinem Amt scheiden wird, legte in Kalkutta eine Art Rechenschaftsbericht ab und äußerte sich dabei über die Indienpolitik wie folgt:

Die nationalistische Frage in Indien kann auf die Dauer nicht durch rücksichtslose Gewaltanwendung gelöst werden. Wenn wir auch die Bewegung der bürgerlichen Ungehorsams bekämpfen, die der Sache Indiens nur Schaden zufügt, so würden wir uns doch täuschen, wenn wir das aufrichtige und mächtige Nationalgefühl unterdrücken, das jetzt in Indien so weit verbreitet ist.

Wenn entschlossener Widerstand gegen den Terrorismus als Unterdrückung bezeichnet werden kann, dann hat sich die Regierung der Unterdrückung schuldig gemacht. Wenn aber mit dem Wort Unterdrückung gemeint wird, daß die Regierung gewillt ist, die nationalen Bestrebungen zu erschöpfen oder die verfassungsmäßige Entwicklung Indiens aufzuhalten, dann erkläre ich, daß eine solche Anschuldigung gegen die Regierung von Indien nicht erhoben werden kann.

Lord Irwin fügt hinzu, bei den künftigen Beziehungen zwischen Großbritannien und Indien muß Gleichberechtigung an die Stelle der Unterdrückung treten. Wenn beide Teile sich entgegenkommen, so sei nicht einzusehen, warum eine Vereinbarung über die Kraft gehen sollte.

Nach den letzten Meldungen aus Indien ist dort übrigens ein Wiederaufleben der Boykottbewegung zu beobachten.

Ben und Fong treten ab.

Der ehemalige „Mistergouverneur“ der chinesischen Provinz Schansi, General Ben, ist mit seiner Familie und einem kleinen Gefolge von Tientsin nach Dairen gefahren, wo er mehrere Wochen bleiben will, um dann für drei Monate nach Japan zu gehen. Hieraus beabsichtigt er eine Reise nach Europa und Amerika. General Fong wird ebenfalls demnächst in Tientsin erwartet, von wo er gleichfalls eine Weltreise antreten will.

Die politische Bedeutung dieser Reise liegt darin, daß mit dieser Weltreise die beiden Führer des Nordens, die das verunfallte Herriment einer Nordregierung gemacht haben, für absehbare Zeit aus China verschwinden. Ihre Abreise bescheinigt den Erfolg der Nationalregierung in den blutigen Bürgerkämpfen des letzten Sommers.

Schwere Niederlage der chinesischen Kommunisten.

Nach zweitägigen erbitterten Kämpfen haben die Truppen der chinesischen Zentralregierung die im Besitz von Kommunisten befindliche Festung Tzungtu im südlichen Kiangsi erobert. Zweitausend Kommunisten wurden bei den Kämpfen getötet. Die Gebäude in denen die örtliche Käte-Reaktion ihren Sitz aufgeschlagen hatte, wurden dem Erdboden gleichgemacht. Fünfhundert Gefangene wurden befreit. Die Kommu-

Arbeitsnot und Siedlung.

Der Westen Deutschlands ist dichter bevölkert als der Osten. Während Ostpreußen nur 61 Menschen auf dem Quadratkilometer zu wohnen hat, erhöht sich diese Zahl für Westfalen auf 238, für das Rheinland sogar auf 296 Menschen. Trotzdem strömen noch immer jährlich tausende gerade aus Ostpreußen ins Industriegebiet in der Hoffnung, dort Brot und Arbeit, vor allem aber ein leichteres Leben als in der schweren Landwirtschaft zu finden. Hunderttausende von Ostdeutschen sind schon heute im Industriegebiet erwerbslos, verdrängt aus der Arbeit, nicht allein durch die heutige Wirtschaftskrise, sondern auch durch die Maschine. Wieviel werden es in den nächsten Wochen noch und wieviel werden überhaupt wieder in Zehle und Hütte zurückkehren können? Tausende sehnen sich heute zurück in die alte Heimat Masuren, andere Gegenden von Ostpreußen, Westpreußen usw. In den Vereinen der heimatreuen Ost- und Westpreußen, in den ostpreussischen Gemeinschaften und Gebetsvereine sind sie zusammengeschlossen und pflegen Heimatliebe und Heimatstolz. In die hunderte gehen die Anfragen, die mich in den letzten Monaten erreichten: „Zurück, heraus aus diesem Elend der Arbeitslosigkeit zu einer eigenen, sei es noch so kleinen Scholle, laßt uns nicht erst alle unsere Ersparnisse verbrauchen.“ Meistens sind es Menschen, die aus der Landwirtschaft stammen, die in ihrer Jugend selbst mit auf einem Hof gearbeitet haben, die oft auch ihre Kinder wieder in die westlichen Bauernwirtschaften gesandt haben. Ihnen zu helfen, ist unsere Pflicht und unser Wunsch. Lange Vorbereitungen und Verhandlungen mit ostpreussischen kirchlichen Stellen und Siedlungsgesellschaften haben ergeben, daß eine Rückwanderung im kommenden Frühjahr möglich ist. Sie soll nun unverzüglich durch den Evangel. Siedlungsdienst in Bielefeld in die Hand genommen werden. Geschlossene westdeutsche Bergarbeiterfamilien sollen geschaffen werden, wobei ostpreussische Landwirte helfend zur Seite stehen. In jeder Siedlung werden einige Ostpreußen als Berater sich mit ansiedeln. Darüber, daß in der heutigen schweren Lage des Reiches, das jährlich bald 100 Millionen als

billige Kredite für die Siedlungen ausgibt, nicht gänzlich Mittellose angesiedelt werden können, so bedauerlich dieses auch ist, besteht kein Zweifel. Immerhin aber sind die Anzahlungen durch Verhandlungen und Einschränkungen der Gebäude usw. so herabgesetzt, daß schon mit geringen Ersparnissen eine Ansiedlung möglich ist. Die Anzahlungen betragen bei Stellen zwischen 12—60 Morgen Mk. 1500.— bis 3500.—. Ich weiß, daß diese Gelder, zu denen noch einiges Inventar zu rechnen ist, nicht leicht aufzubringen sind, immerhin aber gibt es viele Angestellte und Arbeiter, die über diese Beträge als Ersparnisse verfügen. Im Laufe des Januar sollen 15 große Versammlungen im Industriegebiet abgehalten werden. Zu ihnen werden alle ernsthaften Bewerber zur Aussprache eingeladen. Es wird ein kurzer, einleitender Vortrag des Siedlungsdienstes erfolgen, dann ein Film über ländliche Siedlungen in Ostpreußen vorgeführt werden, endlich von berufener Seite aus Ostpreußen eingehend die Siedlungsmöglichkeit geschildert. Der Hauptteil jedes Abends soll dann der Aussprache gewidmet sein, um festzustellen, wieviel ernsthafte Interessenten im nächsten Jahr erst einmal gemeinsam die Güter besichtigen wollen, um die Siedlungen im Sommer vorzubereiten. Außer den Interessenten sind natürlich alle Pfarrer, Gemeindeführer, Diakone und sonstige an dem Ergehen unserer Industriebevölkerung interessierten Kreise eingeladen. Wir bitten dringend alle Interessierten, soweit dieses nicht schon erfolgt ist, umgehend Anfragen mit Rückporto (30 Pfg.) an den Evangelischen Siedlungsdienst, Bielefeld, Altstädter Kirchplatz 2, zu richten, damit ihnen ein Fragebogen und Material zugesandt werden kann. Der Fragebogen ist spätestens bis 5. Januar vom Pfarramt oder kirchlichen Jugend- und Wohlfahrtsamt beglaubigt, zurückzusenden, damit wir schon vorher einen Überblick über die Interessenten haben.

Ein weiterer Aufsatz über die technische Durchführung der Siedlung, über die Mithilfe der Provinz wird noch vor der Versammlung erscheinen, ebenso die Bekanntgabe der genauen Termine und Versammlungsorte.

nischen Flüchtlingen nach Süden, verfolgt von Bombenflugzeugen.

Das Grab der „Oberon“.

In 55 Meter Tiefe.

Der im Kattegatt gesunkene Dampfer „Oberon“ liegt in einer Tiefe von 55 Metern. Ihn zu heben wird bei den vorhandenen technischen Mitteln unmöglich sein, auch dürfte es bei den schweren Schäden kaum lohnen.

Es besteht auch keine Hoffnung, die in den Kabinen eingeschlossenen Leichen bergen zu können. Eine energiegeliche Entscheidung darüber ist aber noch nicht gefallen.

In der Nähe von Göteborg ist inzwischen eine Frauenleiche angetrieben, die noch nicht identifiziert werden konnte. Außerdem sind ein paar Rettungsboote und Rettungsringe mit dem Namen „Oberon“ sowie verschiedenes Brautgut angetrieben worden. Die „Arktur“ liegt jetzt auf einer Werft, um notdürftig repariert zu werden.

Schiffungunglück bei Desel.

Fünf Personen ertrunken, ein Dampfer vernichtet.

Der finnische 3500-Tonnen-Dampfer „Viri“ aus Helsingfors, der sich auf dem Wege von Rotterdam nach Helsingfors befand, geriet südlich von Desel beim Fülland-Leuchtturm auf Grund. Der Kapitän und die 23 Mann starke Besatzung blieben an Bord. Zur Lösung der Ladung wurden aus Desel 30 Mann herangezogen.

Plötzlich brach ein schwerer Sturm los. Vierzehn Mann der „Viri“ versuchten in einem Rettungsboot einen Vergungsdampfer zu erreichen, das Rettungsboot kenterte jedoch. Von den zehn Personen, die mit Rettungsbooten versehen waren, konnten neun gerettet werden, eine Frau wurde tot geborgen, die übrigen vier Personen ertranken.

Die übrige Mannschaft konnte später völlig erfolgreich gerettet werden. Das Schiff wurde von der See vernichtet.

Diskontermäßigung der Federal Reservebank of New York.

— New York, 23. Dezember. Die Federal Reservebank of New York setzte am Dienstag ihre Diskontrate von bisher 2½ v. H. auf 2 v. H. herab. Dieser Satz ist der niedrigste seit Bestehen der Bank. Die Wallstreetkreise wurden hierdurch aufs äußerste überrascht. Sie hatten erwartet einschneidende Maßnahmen nicht erwartet.

Die dritte Etappe des italienischen Flugzeuggeschwaders.

— Paris, 24. Dezember. Das italienische Wasserflugzeuggeschwader ist in Kenitra (Marokko) bei drückender Witterung stoffweise gestartet. Ein Flugzeug ist zurückgeblieben und wieder in den Hafen geschleppt worden, die anderen haben die Stadt Rabat überflogen und, vom Winde begünstigt, bei leichter Bewölkung Kurs nach Süden genommen.

Poincarés Besserung hält an.

— Paris, 24. Dezember. Die letzte Poincarés haben den Patienten untersucht und folgenden Krankheitsbericht ausgegeben: Die Besserung macht normale Fortschritte. Sie war in den letzten Tagen durch eine leichte Lungenentzündung verzögert, diese ist aber jetzt behoben. Bessere Ruhe ist weiterhin notwendig. Ein neuer Krankheitsbericht wird nicht vor Ablauf einiger Tage ausgegeben.

Bethel.

— Christlicher Verein junger Männer.

Heute nach der Christfeier in Zion, gegen 5½ Uhr ab Telefonhaus zum Weihnachtsfesten (Spinnereiblock). Zahlreiche Beteiligung erwünscht.

— Verloren! Ein 20-Rentenmarkschein am Montag, den 22. Dezember 1930, nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr auf der Reichs- oder Anstaltspost. Der ehrliche Finder wird gebeten, den Schein bei Herrn Diakon Schlerf, Anstaltspost, abzugeben.

Schriftleitung: W. Kraa; Wirtschafts- und Westpolitik: Dr. G. Hüttel; Anzeigen: R. Diekmann; alle in Bethel.

Liebhaber-Photographen

decken ihren Bedarf in der
Photo-Handlung König, Bielefeld, Rathausstr. 3. Tel. 955

Ernst Münch, Brackwede

Telefon 2426 Gegr. 1886 Hauptstraße 81
Uhrmachermeister, Optiker

Zentr- und Zentr-Tavannes Uhren
Platura Bestecke, einziges Fabrikat mit eingelöteten Silberplatten an den Aufhängestellen
Moderne Augenoptik, Brillen, Klemmer, Ferngläser, Theatergläser
Schmuck, Alfenidewaren, Kristall
Trauringel

Wiesbaden Evangelisches Hospiz Oranten, Orantenstr. 53.
Zimmer mit und ohne Verpfleg., 5 Min. vom Bahnhof. Mäßige Preise

Kur-Anstalt
Erholungsheim
vegetarisch und
Rohkost
Ebert
Benneckenstein-Hochhaus
unweit Braunlage
Pastor Felckeburen. Prosp. freil!

Arztlich
empfohlen
Pastor Felkes
Magenstärker

hilft bei allen Magenbeschwerden
ganz hervorragend. Erhältlich in
den Apotheken, wo nicht, direkte
Zusendung ohne Preisauflage
franco gegen Nachnahme (Mk. 3.50
d. Fl.) durch die allein berechnete
Herstellerin:

Firma Hermine Schmitz, Duisburg
Fabr. pharmaz. Präparate, gegr. 1903

Erst prüfen, dann kaufen!

Pianos
Harmoniums
erstklassige und solide
Fabrikate.
Mäßige Preise! Bequeme Teilzahlung
Bielefelder Piano- u. Harmonium-Hdlg.
Otto Stierstadt
Bielefeld, Arndtstraße 11.
Gegr. 1905. Tel. 7578

Mein echter
Tischler Vollschlösser
mit 48/52, Fett 1. T. kostet ab heute nur RM
1.00 pro Pfd. Versand erfolgt nur in Postkollekt und Nachn. Porto u. Verpackung frei.

Friedrich Stotzka
Dampfmolerei Jedwillen.
Post Mötzen. Tüßler Niederung.

Der Wert einer
Anzeige wächst mit der
Dauer ihres
Erscheins.

Durch Kontrolle des vereidigten Chemikers Dr. Robins, Bielefeld, ist die Echtheit meines
Honig.

Bienen-
Blüten-
garant.

10 Pfd. Dose 10.50 RM, normiegender
Kiste-Bienenblüten 12.50 RM, 5 lbe
Dose 6.10 RM, und 7.10 RM, 1 lbe
Dose 2.00 RM und 2.30 RM frei Haus.
Nachn. 30 Pfg. mehr. Gar. Rücknahme.

W. Krieger, Borgeln 2, Kr. Soest.
Dieser Honig ist auch in Dpht.
vereinigter Verkaufsstellen der Dpht.
Bethel, zu haben.

Schwermützig, Verzögert. Erholungsbedürftige und solche, die in geistiger Not sind, finden freundliche Aufnahme und Hilfe im Herrn zu mäßigem Preise im

Erholungsheim
Haus Friedensruh

in Laufen/Eyach, O./A. Ballingen
(Württbg.) Sommer und Winter
geöffnet. Anfragen sind zu richten
an die Leitung des Hauses.

Bielefelder Musikinstrumenten-Fabrik

ERNST DAVID

gegründet 1885
prämiiert mit Ehrendiplom und goldner Medaille
Lieferer als Spezialität die von den

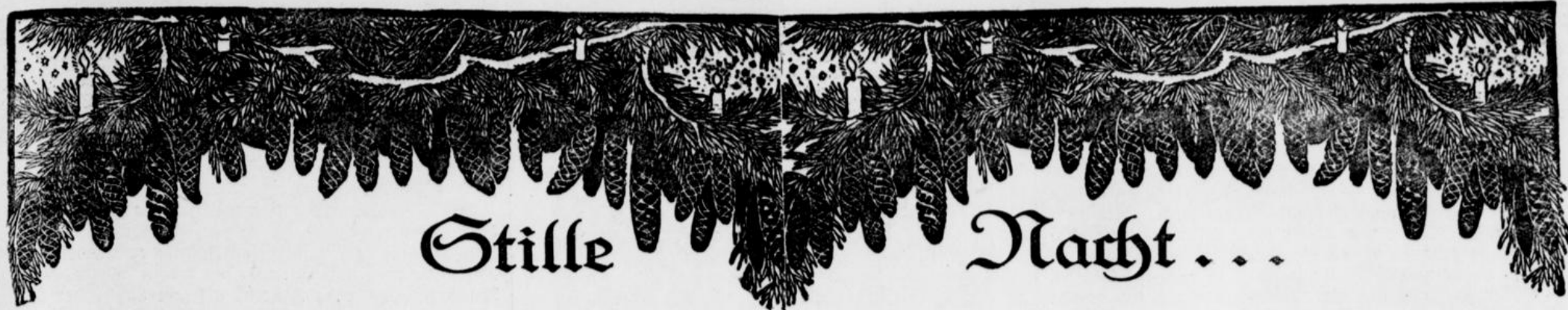
Posaunen-Chören
bevorzugten Flügelhörner (System Kuhl) sowie in bester
Qualität auch alle anderen Blechinstrumente, empfohlen durch
Pastor Kuhl in seinen „Posaunen ragen“ — Seite 20—26
Katalog und Preisliste gratis.

Beilage des Aufwärts

Nr. 302.

Bielefeld-Bethel (Verlagsort Bielefeld), Donnerstag, den 25. Dezember 1930.

12. Jahrgang.



Stille

Nacht...

Mit schweren Sohlen.

Lukas 2, 15.

Wir sind nicht die Ersten, die dahin wandern. Es ist bereits ein langer Zug. Er verliert sich im Dämmerlicht der Jahrhunderte. Aber nieder flattern auf, zugentlang und klingen wunderbar bis her zu uns; und zugleich immer wieder bis weit voraus zum Wanderziel. Licht flutet dort durch das Dämmern. Und überglänzt die Menschen, die als erste den Weg nach Bethlechem gefunden: Nach schwerem Gang dies letzte Stück Weg, durch Demütigungen und Rücksichtslosigkeiten hindurch die Weiden, die zwischen nackten Felswänden in kalter Bleibe nächtigen und nach der harten Not der wehen letzten Stunden das Wunder staunend anbeten, das im Schoß der Mutter ruht. Sie waren als erste nach Bethlechem auf dem Wege. Nach ihnen Weise und Hirten. Jene nicht ohne sich erst auf Umwegen zu verlieren, diese im eilenden Schritt einer unfaßlichen Freude: „In unserer Not und Bedrückung der Heiland geboren!“

Romantik oder Beschaulichkeit, Neugier oder tändelndes Interesse haben niemand von ihnen allen nach Bethlechem geführt. Der Weg nach Bethlechem liegt immer zwischen Not und Verheißung.

Auch für uns.

Zwar: es sind nur wenige, denen auf dem Weg der Unmittelbarkeit das schaubar deutliche, überwältigende Wunder zu erfassen, noch möglich ist, wie den Hirten der einst. Oder dem staunenden Kinde. Maria Jesche hat schon recht:

„Der feine Schleier,
der einstmals über unsrer Weihnachtsfeier
gelegen, ist verweht in alle Winde.
So wie zum Kinde
das Christfest kam,
so hold und wundersam
kommt's nie mehr jeht.“

Sollen wir das bedauern? Ich meine, nicht. Denn diese Einsicht schützt uns gegen die Selbsttäuschung, als könnten wir durch gewollte Kindlichkeit den alten Zauber wieder bannen. Dabei würden aber doch immer wieder in erster Linie die auch bezeichnend kindlichen Oberflächenzüge vorherrschend werden: Das Hasten am Schein und am Glitzer, am Glanz und Schimmer, eben gerade also am Romantischen, vermischt mit dem Klebenbleiben am Materialismus, den Geschenkfitten. Mit gewollter Kindlichkeit kommt man nicht auf den Weg nach Bethlechem.

Wir gehen nicht mehr mit hurtigen trippelnden Füßen. Wir gehen heute wahrlich mit schweren Sohlen. Inmitten aller sozialen und seelischen Nöte, die uns oft so wie Mauern umgeben, daß man meint, da dringe kein Strahl von Weihnachtslicht hindurch. Und doch erlebt man immer wieder, daß da, wo die Weihnacht in ihrer harten Wirklichkeit und ihrem unserm Zeitgeist so blutnahen Hintergrund erfährt und dieser Anfang mit dem Ende zusammengefaßt wird, gerade das Sinnbild der Weihnacht als freudebergender und mutweckender Glanz in müder Menschen Augen Einzug hält. So daß gerade sie von Weihnachten bekennen:

Licht ins Dunkel trägt es,
und ein Schimmern legt es
auch ins müde Herz.
Still wird alles Wehe
in dem Glanz der Höhe,
heil wird aller Schmerz.

Mit schweren Sohlen kommt man heute am sichersten nach Bethlechem. Denn der Weg liegt auch heute noch zwischen Not und Verheißung. Wer ihn antritt, und ihn aus der Not heraus gerade gehen lernt, der wird zugleich ähnlich den Weisen von einst dankbar werden, wenn er alle Umwege hinter sich hat und alle menschlichen Pfündlein vermeintlicher Weisheit, mit denen wir uns so gern den Weg nach Bethlechem verbauen, preisgeben lernte (mögen sie auch noch so schöne Namen tragen wie „religionsgeschichtliche Parallelen“ —), um einfach und ehrfürchtig sehen zu lernen, daß das, was Gott tat und tut, das Entscheidende ist.

Gott selbst ist ja den Weg nach Bethlechem gegangen. Wider alle menschliche Erwartung. Es war der Weg zu Krippe und Kreuz. Der Weg aus der Fülle grenzenloser Ewigkeit in die Begrenztheit der Geschichte und die Ar-

mut menschlicher Not. Darum vollendet sich die Leuchtkraft der Weihnacht erst in der Zusammenschau von Krippe und Kreuz. Der Mann hinter dem Kind ist es, der das Glockenspiel unseres Herzens so tief bewegt. Wer ernst macht mit diesem Mann, der ist auf dem Wege nach Bethlechem. Dem offenbart das Christfest seinen eigent-

Christ, der Retter, ist da.

Von

Generalsuperintendent D. Blau-Posen.

Mel.: Aus meines Herzens Grunde.

Nun freuet euch, ihr Frommen,
Auf Erden weit und breit!
Nun ist sie wiederkommen,
Die sel'ge Weihnachtszeit.
Mit allem Himmelsheer
Laßt eure Stimme hören
Und singt in lauten Chören:
Gott in der Höh' sei Ehr'!

Hab' Dank, daß du in Gnaden
Von deinem Himmelsthrone,
Zu wenden unsern Schaden,
Gesendet deinen Sohn.
Willkommen, höchstes Gut,
Daß du, der Welt zu dienen,
Auf Erden bist erschienen
In unserm Fleisch und Blut.

Du kamst zu uns auf Erden
Vom Himmel als ein Gast;
Trägst Mühen und Beschwerden
Und aller Sünden Last,
Daß wir nun allzugleich
Erlöst von Erdenbürden,
Des Himmels Bürger würden
In deinem Himmelreich.

Du wurdest voll Erbarmen
Ein Mensch, wie Menschen sind,
Du lagst in Mutterarmen
Wie je ein Mutterkind.
Lob sei dem Namen dein!
Nun dürfen wir geringen
Das „Abba-Vater“ singen
Und Gottes Kinder sein.

Du hast aus Himmelsferne
Ein ew'ges Licht gebracht.
Nun leuchten alle Sterne
In heil'ger Weihnachtszeit.
Nun ist kein Dunkel mehr!
Nun jauchze, was verloren:
Der Heiland ist geboren!
Gott sei Lob, Preis und Ehr'!

lichen Sinn. Dann gilt es gerade uns mit den schweren Sohlen:

„Wir sehn hindurch jezt durch den Schleier
und werden freier
für jenes Freuen, jenes starke Große,
das aus dem Schoße
der Ewigkeit geboren ist,
das tiefe starke Freu'n am Heiland Christ.“

Bethlechem als Name wird uns zum Sinnbild für das Gestaltwerden unbedingter Liebe. Mit diesem Kinde wird uns in unserer Not und Ratlosigkeit, Zerfaserung und Vereinsamung die Bürgschaft einer neuen Kindchaft vor Gott. Kindchaft aber wirkt zugleich Bruderschaft. Darum schenkt die Weihnacht nach dem Gang mit schweren Sohlen auf Grund der neuentdeckten Bruderschaft untereinander auch wiederum hurtige Füße und williges Herz, in das hinein gesenkt ist wie ein Keim ins wartende Land: der helfende Wille, der Notwende schafft unter Brüdern ringsum durch die Verkündigung und die Tat der Liebe.

Bethlechem.

Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden
und den Menschen ein Wohlgefallen.

Dieser herrliche Engelsgruß ertönt Jahr für Jahr aus des Himmels lichten Höhen über den Fluren Bethlehems, weckt Widerhall allüberall auf dem weiten Weltkreis, wo Christenherzen schlagen. Wer kennt von den Tausenden von Städten auf Erden, den kleinen und großen, nicht den Namen der einen kleinen, der gar freundlichen Stadt Bethlechem? Der Weihnachtsstadt voll Jubel und Freude? Der Stadt des größten göttlichen Wunders, der Menschwerdung Jesu?

Jerusalem, die „hochgebaute Stadt“, öffnet im Südwesten das ins Moderne umgewandelte alte Jaffa- oder Bethlechemstor nach der Bethlehemer Straße, dem heutigen Verkehr entsprechend wohl und fest gebaut. Ehemalig war es ein schmaler, steiniger, sonnenbestrahlter Weg, aber ein durch die Geschichte geheiligter Weg wie nur wenige andere auf Erden. Abraham wandelte ihn nach dem Opfer auf Morijah, mit dem wiedergeschenkten, heißgeliebten Sohne Isaak, voll Freude und Dank zu Gott. Jakob beweinete hier den frühen, unerwarteten Tod seines schönen Lieblingsweibes. In göttlichem Auftrag ging Samuel nach Bethlechem, den jüngsten Sohn Isais zum König Israels zu salben. Dann zog David als König mit seinen bewaffneten Heerschaaren hinauf, die Jebusiterstadt Jerusalem einzunehmen. In der heißen Jahreszeit eilte König Salomo mit stolzen Rossen und goldbeschlagenen Wagen südwärts nach den von ihm angelegten Wasser- und Ziergärten am Herodesberg, südwestlich von Bethlechem. Die Königin von Saba kam von Afrika herüber, um dem weisen und mächtigen König Salomo ihre Huldigung zu bezeugen.

Und 1000 Jahre später? Auf Geheiß des römischen Kaisers zieht zur kalten, regenreichen Winterzeit ein frommes, glückliches Paar, Maria und Joseph, eingehüllt in lange Gewänder, ihre ganzen Habseligkeiten auf dem Rücken gebündelt, diesen Weg von Jerusalem nach Bethlechem, arm, fremd, unbekannt. Als der helle, in fernen Ländern sichtbare Stern seine Strahlen über die ausersahlte Stadt warf, kamen die Weisen aus dem Morgenlande in königlichem Aufzuge auf dieser Straße nach Bethlechem, zu Anbetung und Opfer dem neugeborenen König der Juden.

Und heute, in dieser Weihnachtszeit, nachdem wieder 1900 Jahre dahingeeilt sind, folgen wir den Spuren all dieser Bethlehempilger.

Das Landschaftsbild mit seinen Bergen und Tälern, seinen fruchtbaren und seinen steinbesäten Gefilden, seinen Wiesen und Weiden, seinen Delbäumen und terrassenförmigen Weingärten hat in den Jahrtausenden wenige Veränderungen erfahren. Vor den Toren Jerusalems beginnt die Ebene, die Hochebene Reppaim. Da liegt gleich zur Rechten das deutsche Dorf Reppaim, 1883 durch Württemberger Tempeler, pietistisch-gefinnter Acker- und Weinbauern entstanden; es zählt heute rund 160 Seelen. Eine gute halbe Stunde vor Bethlechem erhebt sich rechts an der Straße das Grabmal Rahels, ein kleines vier-eckiges Gebäude mit einer Kuppel, ohne Zweifel eins der ältesten und berühmtesten Gräber der Welt, in Ehren gehalten von ihrem eigenen Volk, aber auch von den Christen und den Muslimen. Wie hier die Stamm-mutter des israelitischen Volkes im Sterben ihrem jüngsten Sohne das Leben gab, so hat die Ahnfrau des neuen Bundes, die Ahnfrau der Christenheit, in der Nähe der Welt den Heiland geschenkt.

Weiter rechts hinter dem Grabe Rahels steckt im dunklen Olivenwald eins der größten Dörfer Palästinas, Bethschala, mit kleiner evangelischer Kirche. Dann senkt sich das Gebirge allmählich nach dem Lande der Philister. Links der Straße schneit der Blick über die große trostlose Wüste Juda, über den Wasserspiegel des Toten Meeres nach den Höhen des Moabitergebirges mit seinen mancherlei Moseserinnerungen.

Und vor uns, auf dem höchsten Hügel des Gebirges, 8 bis 9 Kilometer von der Hauptstadt entfernt, erscheinen die weißen würfelförmigen Steinhäuser Bethlehems, dem lieblichen freundlichen „Brothaus“ aus uralter Zeit. Noch heute blüht dieses Fruchtgelände neben der Verödung Jerusalems in seiner alten Schöne. Noch heute wird gute Frucht auf denselben Aekern geerntet, auf denen einst die arme Ruth Gerstenaehren las. Noch heute treiben

Hirten mit langem Raftan und mit Turban um das Haupt die Herden der weißen Fetzischwanschafe und der kleinen schwarzen Ziegen auf die grünen Wiesen und an die Berghänge, wie zur Zeit, als David mit Stock und Schleuder des Waters Herden hütete und seine köstlichen Palmen lamm, wie zu der Zeit, als jenen schlichten frommen Hirten aus himmlischem Lichtesglanze heraus die frohe Botschaft entgegenklang: „Euch ist heute der Heiland geboren!“ Dieser Ort, das „Hirtenfeld“, ½ Stunde östlich Bethlehems in einer grünen Mulde, ist heute ein von hohen Mauern umschlossener Olivenhain.

Bethlehem ist die einzige Stadt Palästinas, die fast nur von Christen bewohnt wird, 8 bis 9000 an der Zahl. Es sind stattliche, wohlgekleidete, durchweg bewaffnete Lazzarenos mit jüngerer Gebirgsbildung, von Landbau, Handel und künstlichen Handarbeiten (Andenken für Pilger) lebend.

Drei hohe Kirchtürme ragen über die niedrigen Häuser empor, die Türme der neuen evangelischen, der griechisch-orthodoxen und der lateinischen Kirche. Letztere, die Marien- oder Geburtskirche, ist die älteste Kirche des Heiligen Landes, sicherlich noch dieselbe, die die fromme Kaiserin Helena, die Mutter von Kaiser Konstantin, im großartigsten Stile erbaut hat, eine fünfgeschiffige Basilika von 56 Meter Länge und 26 Meter Breite. 48 mächtige Säulen, 6 Meter hoch, aus bräunlich gelbem Marmor, tragen den Hauptbau, den geradbalgigen Dachstuhl aus Cedernholz. Die Marmorplatten des Fußbodens sind ausgetreten, zerbrochen, liegen uneben. In der jahrhundertelangen Türkenzeit ist vieles in diesem altherwürdigen Heiligtum zerstört oder geraubt worden. Auch sorgt der unselige Sader der christlichen Parteien — sechs Konfessionen halten hier wie in der Grabeskirche zu den ihnen bestimmten Zeiten ihre Gottesdienste ab — der durch den Zank um das Vortrecht der Vortalschlüssel sogar zum Ausbruch des orientalischen Krieges vom Jahre 1854 führte, daß dieser herrliche Dom je länger je mehr zur Ruine wird. Und daß muß die Christenheit verhüten.

Von beiden Seiten des Chores führen steinerne Treppen hinunter in eine Krypta, die Kapelle der Geburt Christi, eine auf allen Seiten mit glatten Marmortafeln ausgelegte Felsenhöhle, ungefähr 12 Meter lang, 4 Meter breit und 3 Meter hoch. In einer Nische bezeichnet ein mosaikartig in den Boden eingelagerter Stern die Geburtsstätte Jesu. Zahlreiche goldene und silberne Ampeln werfen ihr Licht über diesen heiligen Ort, von Tag zu Tag, von Jahrhundert zu Jahrhundert. Tausende und aber Tausende frommer Christen pilgern hierhin, wo die „Wiege“ der Christenheit gestanden hat, die Krippe „mit Heu und mit Stroh“, um hier in kindlich frommer Weise mit dem Jesuskindlein zu beten. Besonders stark ist der Pilgerstrom in der Weihnachtszeit. In der Weihnachtsnacht gibt es hier große Prozessionen.

Die Geburtskirche steht jedenfalls an der Stelle des ehemaligen Khans, der Karawanenstation, der Fremdenherberge der alten Davidsstadt. Darunter lag die Felsenhöhle, welche damals Maria und Joseph äußerst willkommen gewesen sein mußte. Solche Grotten bestehen noch überall in dem Kalkgebirge Kanaans; noch heute dienen sie Menschen wie Tieren, besonders während der rauhen Regenzeit, als Unterschlupf. Fr. Heinrich.

Hinweis. Die in unserer Weihnachtsbeilage zum Abdruck gekommenen Bilder sind entnommen den beiden Karten „O Weihnachtsfest“, die hohe Freude!“ und „Ehre sei Gott in der Höhe“. Die Serien (6 Stück) kosten je 30 Pf. und sind zu beziehen durch die Verlagsbuchhandlung der Anstalt Bethel bei Bielefeld.

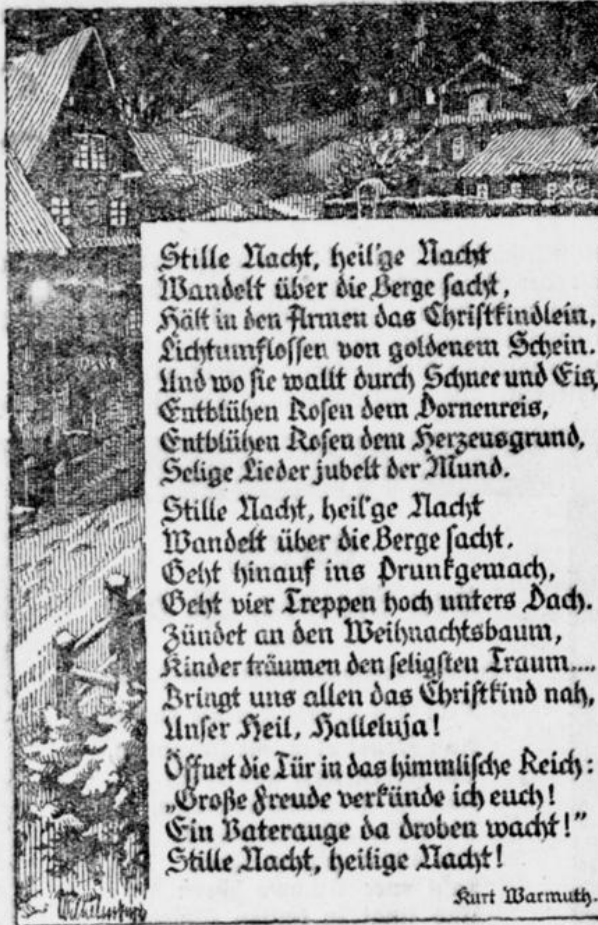
Ernst Moritz Arndts Geburtstage zu Weihnachten.

Es war im Jahre 1769 — da verlebte ein junges Ehepaar auf der Insel Rügen ein schönes, frohes Weihnachtsfest. Am heiligen Abend freuten sie sich mit ihrem Erstgeborenen unterm Tannenbaum über das Kindlein in der Krippe, und am 2. Weihnachtstage kam noch hinzu die Freude über ein zweites eigenes Knäblein, das mit hellen Augen gesund in der Wiege unterm Christbaum lag. „Philipp soll er heißen“, sagte der glückliche Vater. — „Nein“, sagte die fromme sinnige Mutter — „ich weiß noch einen besseren Namen; nennen wir ihn Ernst, damit sein Name ihn stets daran erinnert, dieses Leben hier ernst zu nehmen und sich mit Ernst auf das ewige Leben vorzubereiten.“ — Der Vater gab nach, und so erhielt der kleine Weihnachtsmann den Namen Ernst. Mit seinem vollen Namen hieß er Ernst Moritz Arndt. — Ernst Moritz war geboren auf Schoritz, wo sein Vater Inspektor der Güter des Grafen von Puttitz war.

Der Name Ernst Moritz Arndt hat in Deutschland einen guten Klang, ist er doch der bekannte und beliebte Freiheitskämpfer, der in der Zeit der tiefsten Schmach unseres Vaterlandes so mächtig seine Stimme erhob für Deutschlands Ehre in Wort und Schrift. Er schleuderte die ersten Pfeile auf den Bedrucker Napoleon. Da machten die Franzosen Jagd auf ihn, denn er war ihnen zu deutsch. — Arndt aber ging über das Meer zu den stammverwandten Schweden, für die er immer eine besondere Zuneigung hatte — war er doch als schwedischer Unterthan geboren, denn Pommern war damals noch schwedisch. Es war mitten im Winter; doch ihm, der schon als Knabe sich abgehärtet hatte, konnte der kalte nordische Winter nichts anhaben. — Reisen und wandern war immer seine Lust — freilich, lieber hätte er noch gewartet, um den heiligen Christ wenigstens daheim im Kreise der Seinen zu feiern. So war er gerade zum Christfest unterwegs. Am 2. Weihnachtstage, seinem 37. Geburtstag, fuhr er von Süden her durch das Stadthor in Stockholm ein. War er hier nicht zu Hause, so war er doch nicht völlig ein Fremdling hier; denn aus seiner schwedisch-pommerschen Heimat

Stille Nacht, heilige Nacht!

Wer kennt es nicht, dieses süße Weihnachtslied, das sich so in die Ohren und Herzen einschmeichelt, das in alle bekannten Sprachen übertragen ist, das in jedem Himmelsstrich, in jedem Lande von Millionen Kindern und Erwachsenen gesungen wird? In den größten Domen, wie in der kleinsten Dorfkirche ertönt es, das Lied der Bewunderung und glühenden Begeisterung für den Erlöser der Welt. Wie ist es entstanden? Es war im Jahre 1818 in Oberdorf bei Salzburg. In dem Dorfe war ein Pastor Joseph Mohr und ein Lehrer Franz Gruber. Beide waren in Freundschaft verbunden und beide liebten die Musik. Oft übten sie zusammen die Gesänge des Gottesdienstes, Mohr mit seiner schönen Tenorstimme und Gruber mit seinem tiefen Bass mit Begleitung auf dem alten Spinett. Auch vor den Weihnachtstagen von 1818 übten die beiden wieder



Stille Nacht, heilige Nacht
Wandelt über die Berge sacht,
Hält in den Armen das Christkindlein,
Lichtumflossen von goldenem Schein.
Und wo sie wallt durch Schnee und Eis,
Entblühen Rosen dem Himmelsreis,
Entblühen Rosen dem Herzensgrund,
Selige Lieder jubelt der Mund.
Stille Nacht, heilige Nacht
Wandelt über die Berge sacht.
Geht hinauf ins Prunkgemach,
Geht vier Treppen hoch unters Dach.
Zündet an den Weihnachtsbaum,
Kinder träumen den seligen Traum.
Bringt uns allen das Christkind nah,
Unser Heil, Halleluja!
Öffnet die Tür in das himmlische Reich:
„Große Freude verkünde ich euch!
Ein Vaterauge da droben wacht!“
Stille Nacht, heilige Nacht!

Kurt Warmuth.

einen Gesang für die festliche Zeit. Da rief Gruber aus: Das ist alles schön und gut mein Lieber, aber wir haben noch keinen wahren Weihnachtslied. Was meinst du damit? fragte der Pastor. Ich meine, sagte der Lehrer, einen Gesang, der dem großen Ereignis wahrhaft gerecht wird, der die Geburt des Kindes, den Gesang der Engel, die Stille der Nacht und die anbetenden Hirten lebendig darstellt. Du hast recht, sagte nach kurzem Schweigen der Pfarrer, das fehlt uns.

Und nun, fragte Gruber, könnten wir nicht etwas Weihnachtslied machen? Und er nahm ein Licht, um die Kirche zu beleuchten und sprach: Du schreibst die Worte, und ich setze sie in Musik. Gut, versetzte der Pfarrer, wir wollen's versuchen, und er machte sich an die Arbeit. Auf einem Blatt Papier, auf dem er die Predigt für Weih-

war er herübergekommen. Ob auch fern von der Heimat und seinen Lieben, fühlte er sich doch nicht verlassen, denn auch hier läuteten die Glocken und riefen den müden Wanderer ins Gotteshaus, um sein neues Lebensjahr mit dem Kindlein in der Krippe zu beginnen. „Wo ich ihn nur habe, ist mein Vaterland“, so tröstete sich der fromme Mann.

Wieder nahte die selige Weihnachtszeit. Endlich war es Arndt vergönnt, diese Zeit mal wieder mit seinem einzigen Kinde Karl Moritz zu erleben. Im Jahre 1801 hatte Arndt sich verheiratet mit der Tochter des Professors Quistorp in Greifswald; aber schon nach einjähriger Ehe wurde ihm die Gattin durch den Tod entzissen, nachdem sie ihm einen Sohn geschenkt hatte. In Trantow, im elterlichen Hause, war der kleine Moritz, vom Vater Karl Treu genannt, aufgewachsen. Wie glücklich war Arndt, nach langer Trennung wieder mit seinem einzigen Kinde zusammen zu sein. Er hatte die Freude, zu beobachten, wie sein Karl Treu zu einem echten deutschen Jungen aufgewachsen war. Damals wurden die Franzosen noch von vielen sehr verehrt. „Die großen Deutschen sollen die kleinen Franzosen alle totschlagen“, meinte der kleine Karl Treu. Dafür mußte er sich von seinem Großvater eine Ohrfeige gefallen lassen. Um so besser verstanden sich Vater und Sohn. Wie konnte doch der gelehrte Professor, dessen Worte wie eine Posaune des Gerichts klingen konnten, so kindlich und so einfältig reden, als er für seinen zehnjährigen Sohn das Lied erfand:

Du lieber, heil'ger, frommer Christ,
Der für uns Kinder kommen ist,
Damit wir wollen weiß und rein
Und rechte Kinder Gottes sein. usw.

Welch eine Freude für den Vater, als es am heiligen Abend 1811 von den Seinen zuerst gesungen wurde — allerdings damals noch nach der Melodie: Vom Himmel hoch. Erst später erhielt es seine eigene, schöne Melodie.

Nach stürmisch verlebten Jahren in Bonn am Rhein war Arndt noch eine große Freude in seinen alten Tagen beschieden. Der 2. Weihnachtstag des Jahres 1859 gestaltete sich zu einem erhabenen Festtag in ganz Deutsch-

land geschrieben, verzeichnete er nun die ersten Worte und, sich von Zeit zu Zeit unterbrechend, machte er vier Schritte hin und her durch die Kirche, und nach und nach nahm die erste Strophe ihre Gestalt an und in der Nacht hatte der wachere Mohr seine Arbeit so weit vollendet, daß er am Morgen in die Schule treten und seinem Freunde sagen konnte: Sieh, das ist das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht“. Gruber las es mit Lieberachtung und begann die Verse des Freundes in Musik zu setzen, und die Musik floß ihm wie durch Inspiration zu. Dann setzte er sich an sein Klavier und intonierte leise — Stille Nacht, heilige Nacht — sang die erste und dann die anderen Strophen und tief bewegt vernahm es der Freund und sprach: Ich danke dir für die süße Musik, du hast meine armen Worte verherrlicht.

Und nun, sagte Mohr, wollen wirs mit den Kindern erproben. Und am folgenden Tage in der Liturgie des Christfestes intonierte der Pastor und der Lehrer, Mohr Tenor singend und Gruber Bass, das „Stille Nacht! Heilige Nacht!“ und die Kinder sangen das Finale bei jeder Strophe.

Die Zuhörer waren tief ergriffen, das war nicht das Gewöhnliche, was sie da hörten, sondern etwas ganz Neues. Und noch nach vielen Jahren erinnerten sie sich dieses Gottesdienstes. Aber weiterhin wurde es nicht bekannt. Erst nach Jahren, als die Orgel der Kirche repariert wurde und ein Organist Mansfacher aus der nahen Stadt kam, um diese Arbeit zu vollbringen, waren der Pastor und der Lehrer bei der Abnahme der reparierten Orgel zugegen. Gruber erprobte das Instrument und sagte: Was soll ich spielen? Mohr erwiderte: Die beste Probe ist unser Weihnachtslied.

Und nun spielte Gruber und die beiden Freunde sangen: Stille Nacht, heilige Nacht! Halt! tief der erstaunte Organist Mansfacher, woher habt ihr das Lied? Ich bitte euch, gebt mir das Lied. Und er nahm es an sich und alle, die in sein Haus kamen, mußten dieses wunderbare Lied hören. Alle bewunderten es und bald wurde es überall in Süddeutschland bekannt, durch Künstler weitergetragen und gespielt auf der Leipziger Messe.

Auch am Hofe des Königs von Preußen hörte man von dem neuen Weihnachtslied und ließ es singen, so daß es 1830 überall bekannt war, so weit die deutsche Zunge klingt, und Gott im Himmel Lieder singt. Über nun hat es längst die Grenzen Deutschlands überschritten, der Italiener, Franzose und Engländer singt es, und wohin die Mission, sei es evangelische oder katholische, das Weihnachtslied bringt, da singen die Kinder und Erwachsenen das schönste Weihnachtslied:

Stille Nacht, heilige Nacht!

Et.

Die Weihnachtsgeschichte im „Heliand“.

So wollte denn Joseph, / wie Gott es wollte,
zur Bethlehemstadt, / wo beider war,
des Mannes Mahlsatt / und Mariens zumal.
Dort durfte einst David, / ihr hehrer Ahnherr
den Hochsitz behaupten, / seines Hauses waren sie
seinem Stamm entsprossen, / aus gutem Geschlecht
beide geboren.

Ich hörte, daß dort der Schickung Gebot,
die Nachthand Gottes, / Marien mahnte,
daß der Sohn ihr sollte / beschert werden,
geboren zu Bethlehem dort in der Burg der Väter.
Er, aller Könige kräftigster.

land. Alle wollten den 90. Geburtstag des Mannes mitfeiern, der die Einheit, Kraft und Ehre Deutschlands am mächtigsten durch sein Wort als Professor, Schriftsteller und Liederdichter gefördert hatte. Fürsten und Bürger, Männer und Frauen, jung und alt wetteiferten, den ehrwürdigen Greis zu erfreuen. Es war, als ob ganz Deutschland sich in das Haus am Rhein drängen wollte, dem Vater Arndt die Hand zu drücken. Mitten im Winter ward sein Haus in einen Blumengarten verwandelt. Am Abend zuvor und am Tage des Festes klang fröhliche Musik um das Haus, und frische deutsche Stimmen sangen alle Strophen des Liedes:

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland, ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möwe zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Am diesem Weihnachts- und Geburtstagsfest hallte das ganze Haus wider von seinen Liedern. Die Erwachsenen sangen:

Der heil'ge Christ ist kommen,
Der süße Gottessohn,
Des freun sich alle Frommen
Am höchsten Himmelsthor,
Auch was auf Erden ist
Muß preisen hoch und loben
Mit allen Engeln droben
Den lieben heil'gen Christ.

Die Kinder sangen das Lied:

Du lieber, heil'ger, frommer Christ.

Musik drinnen und Musik draußen und Freude überall — so feierte Arndt sein schönstes Weihnachtsfest an seinem 90. Geburtstag unter dem strahlenden Christbaum inmitten der Seinen — für alle Unbill seines langen Lebens entschädigt durch die Liebe seines deutschen Volkes, an dessen große Zukunft er immer geglaubt hat und wie einst, so würde er auch heut noch sagen:
Am Himmel und am Vaterlande soll man nicht verzweifeln.

Mg. Ebert.

der mächtige
was spähe
wie er in M
helfend zu
als der Men

der Weiber
zierlichen
legte sie hin
in eine Kr
als der Mer
die machte
und hütete

Von alle
die auf der
nächsten
der Sengste
das lagere
brach weiß
umfing sie
die Männer
naden der
befehl er d
ein Leid
mählich Er
künnen in
der neue K
Seil ist e
Und Freud
dort in de
mit wahrha
in kunsti
in Wahrhe
Eilend er
ein heiliges
Den Sch

Weihna
bindungen
fuchtigen
von dem E
Weihnachte
zum mehr
gestaltung
triebes dro
Tiefe, Inn
bildt darau

Man n
ist das he
Lieber, di
haben, ein
Choral zu
Abt. Peter
zu „Jhr
Volkslied
singung de
die Lichter
schen diese
erst grüßl
lofen Zill
fassen übe
Zülle über
schnittsme

Verhöl
Alte brau
dem — r
Jugendbe
gefesht hat
lied herge
Weihnach
nicht Auf
Literatur
hingewies
meyer-Be
in Rassel
Tagegen
Platz find
gesucht w
Zülle me
Anschauu
Volkslied

Um je
poesle ihr
zur Guldi
und Mar
digung de
alles gab
Wiegenti
lich, eine
keinen A
ein Fest
von der
Volkslied
1884) au
in dem
Mfr. Ste
spiel“ vo

1. Wer
Was dur
O dur
Defin
Was
Dann

ersten Worte
machte er vier
nach und nach
in der Nacht
vollendet,
und seinem
Pied „Stille“
es mit Ueber-
ndes in Musik
ch Inspiration
und intonierte
— sang die
und tief bewegt
danke dir für
verherrlicht.
it den Kindern
er Vierung des
Lehrer, Mahr
„Stille Nacht!“
das Finale bei

war nicht das
n etwas ganz
nnerten sie sich
wurde es nicht
gel der Kirche
facher aus der
bringen, waren
ahme der repa-
das Instrument
erwiderte: Die

n Freunde san-
es der erstaunte
Pied? Ich bitte
es an sich und
ses wunderbare
bald wurde es
Künstler weiter-
Wesse.

hen hörte man
s singen, so daß
deutsche Zunge
Über nun hat
verschlitten, der
es, und wohin
ilische, das Weib-
Kinder und Er-

acht!
Et.

hichte

ollte,
umal.
Anherr
s waren sie
in Geschiedt

Schickung Gebot,
te,
erden,
g der Väter,

es Mannes mit
Deutschlands am
for, Schriftsteller
nen und Bürger,
eiferten, den ehr-
ob ganz Deutsch-
igen wollte, dem
ritten im Winter
verwandelt. Am
s klang fröhliche
Stimmen sangen

nd?
denland?
küht?
iecht?

ein.
tagsfest hallte das
n. Die Erwachte

nen,
en
en

er Christ.
und Freude überall
achtsfest an seinem
n Christbaum in-
nes langen Lebens
ischen Volkes, an
aubt hat und wie
n:
ande soll man
ng. Eberl.

So kam an das Licht
der mächtige Held / und machte wahr,
was spähende Männer / vormem gesprochen:
wie er in Niedrigkeit / hernieder zur Erden
helfend zu kommen gedächte, / uns heimzuführen mit Heil,
als der Menschen Mundherr. /

Da nahm ihn die Mutter
der Weiber Schönste, / bewand ihn mit Windeln,
zierlichen Zeugen / und mit zweien Händen
legte sie kinde / den lieben kleinen Mann
in eine Krippe, / ihr Kind, das doch Gottes Kraft besaß,
als der Menschen mächtigster Mann einst. / Die Mutter,
die wachsende Frau / wartete selber
und hütete huldreich das heilige Kind.

Von aller Welt / zuerst gewahrten es Wächter
die auf der Heide / die Wache hielten,
nächstens der Rösse / Ruhe betreuten,
der Hengste in den Hürden: / — Hell gerief
das lagernde Dunkel, / der Lichtglanz Gottes
brach weiß durch die Wolken, / umwallte sie wonnig,
umfing sie im Feld. / Da ersah sie Furcht
die Männer im Gemüt, / denn machtvoll sah'n sie
nahen den Engel Gottes / und gegen sie gewandt
befahl er den Feldhirten: / „Nicht fürchtet für euch
ein Leid von dem Lichte, / Liebes nur laßt euch,
wahrlich Erwünschtes, / Freude die Fülle,
künden in Kraft: / R ist ist geboren,
der neue König, / in dieser Nacht.
Heil ist erschienen / allen auf Erden,
und Freud' widerfahren. / Ihr vermögt ihn zu finden
dort in der Bethlehemsburg, / ich bedenk' euch als Zeichen
mit wahrhaften Worten: / in Windeln liegt es,
in kunstloser Krippe / das Kind, das ein König
in Wahrheit ist / und der Walter der Welt.“
Eilend erschien bei dem einen / die Anzahl der Engel,
ein heiliges Heer / von den Himmelsbäuern.
Den Schöpfer lobte / die schimmernde Schar.

Nach Eintrick von W. Schreiner.

Weihnachten und Musik.

Weihnachten und Musik — welche Fülle von Querver-
bindungen gehen von einem zum andern! Von dem fehn-
süchtigen Jungenswunsche nach einer Mundharmonika,
von dem Heimlichum der kleinen Klavierpielerin, die zu
Weihnachten mit einem „Stück“ überraschen will, bis
zum mehr oder minder fieberhaften Lieben für die Aus-
gestaltung dieser oder jener Feier. Die Gefahr des „Be-
triebes“ droht auch hier, — im Betrieb vergißt man vieles
Tiefe, Innige, Starke, — befinnen wir uns einen Augen-
blick darauf.

Man nennt Weihnachten gerne das Fest der Lieder.
Ist das heute noch berechtigt? Sicherlich ist die Zahl der
Lieder, die sich um die Weihnachtsgeschichte gebogen
haben, eine schier unermessliche. Vom hymnenartigen
Choral Luthers bis zur kindertümlichen Melodie Joh.
Abt. Peter Schulz, — von „Ein Kindlein, so süßlich“ bis
zu „Ihr Kinderlein, kommet“, vom uralten geistlichen
Volkslied — „Es ist ein Reis entsprungen“, bis zur Be-
sinnung des Weihnachtsbaumes — „Am Weihnachtsbaum,
die Lichter brennen“ — welch ein Bogen spannt sich zwi-
schen diesen beiden äußersten Polen, — welch ein Bogen
erst zwischen Wachs Weihnachtssoratorium und der zahl-
losen Fülle von „Transkriptionen, Potpourris und Fan-
tasien über beliebte Weihnachtslieder“! Was ist von dieser
Fülle des Stoffes lebendig? Was vermag der Durch-
schnittsmensch in sein Weihnachtsfest einzubauen?

Verhältnismäßig einfach ist es heute, neben das gute
Alte brauchbaren und guten neuen Stoff zu stellen. Nach-
dem — vor allem durch den Anstoß der musikalischen
Jugendbewegung — eine Belebung der Volksmusik ein-
gesetzt hat und eine neue Bindung mit dem alten Volks-
lied hergestellt wurde, ist uns auch eine Menge guter
Weihnachtsliedsammlungen geschenkt worden. Es kann
nicht Aufgabe dieses Aufsatzes sein, einen ausführlichen
Literaturüberblick zu geben, nur im Vorübergehen sei
hingewiesen auf die Verlagsverzeichnisse des Georg Kall-
meyer-Verlages in Wolfenbüttel, des Bärenreiterverlages
in Kassel und des Verlages Franz Tafel in Karlsruhe.
Dagegen mögen einige Strophen aus Liedern hier ihren
Platz finden, die nicht als besondere Musterbeispiele aus-
gesucht wurden, sondern, ziemlich wahllos der ungeheuren
Fülle wertvoller Weihnachtslieder entnommen, nur die
Anschaulichkeit, Frische und doch Gefühlstiefe des wahrer
Volksliedes zeigen sollen.

Um jeden Zug der Weihnachtsgeschichte hat die Volks-
poesie ihre Lieder gewoben, von der Verheißung an bis
zur Huldigung der drei Könige, die Herbergssuche Josephs
und Marias, die Nachtwache auf dem Felde, die Verkün-
digung der frohen Botschaft, die Anbetung der Hirten —
alles gab Stoff zu innigsten Liedern. Daneben die zarten
Wiegenlieder, die Lob- und Anbetungsgefänge — wahr-
lich, eine Vielfältigkeit von Inhalt und Gestalt, daß man
keinen Augenblick zu zögern braucht, das Weihnachtsfest
ein Fest der Lieder zu nennen. — Nehmen wir ein Lied
von der Herbergssuche, das zuerst bei August Hartmann:
Volkslieder in Bayern, Tirol und Land Salzburg (Leipz.
1884) aufgezeichnet ist und in den letzten Jahren sowohl
in dem „Weihnachtsfestspiel nach alten Liedern“ von
Alfr. Stern als auch in dem bekannteren „Christgeburt-
spiel“ von Rudm. Weber verwandt wurde:

Bitte um Herberge.

1. Wer klopfet an? — O zwei gar arme Leut.
Was wollt ihr denn? — O gebt uns Herberg heut!
O durch Gottes Lieb wir bitten,
Offnet uns doch eure Hütten!
Was zahlt ihr mir? Kein Geld besigen wir.
Dann geht von hier! O öffnet uns die Tür!

Es macht mir kein Ungeflüm, da packt euch,
Geht woanders hin.
2. Wer da noch heut? O Lieber kommt heraus!
Seid Bettelheut? O öffnet uns das Haus!
Freund, ach habt mit uns Erbarmen,
Einen Winkel gönnt uns Armen! Da ist nichts leer!
So weit gehn wir heut her!
Ich kann nicht mehr. O lieber Gott und Herr.
Et, die Bettelsprach führt ihr, ich kenn sie schon,
Geht nur von mir.
4. Da geht nur fort! O Freund wohin, wo aus?
Ein Viehstall dort. Geh Joseph nur hinaus.
O, mein Kind, nach Gottes Willen
Mußt du schon die Armut fühlen.
Jetzt packt euch fort! O dies sind harte Wort!
Zum Viehstall dort! O, wohl ein schlechter Ort!
Et, der Ort ist gut für euch, ihr braucht nicht viel,
Da geht nur gleich.

Auch die unvollständige Wiedergabe dieses Liedes
wird zeigen, wie die rührendste Szene in der Weihnachtsgeschichte
kaum innigeren Ausdruck finden kann als in
diesem ungelungenen Deutsch. Nimmt man dazu die Weise,
so versteht man, daß ein solches Lied geradezu nach je-
nischen Wiedergabe ruft. Eines kann man dabei aller-
dings nicht vermeiden: All diese Lieder wuchsen auf einem
Boden, wo Begriffe wie „Viehstall“, „Krippe“ und „Hirte“
auch dem Kinde lebendiger waren als heute irgend-
einem Großstadtmenschen, wo sie eben nicht nur undeut-
liche und verschwommene, aus mehr oder minder zeit-
gemäßen Bilderbüchern herübergerettete Vorstellungen



darstellten, wo also jenenische Darstellung auch nicht so
nahe die Grenze des „Theaters“ streifte, sondern ein wirk-
liches „Spiel“ war. Tatsächlich hat ja gerade die Weib-
nachtsgeschichte den Stoff zu den ältesten Spielen gläu-
biger Gemeinden gegeben. — Aus diesen Bedenken her-
aus nun grundsätzlich gegen die Auffrischung alten Lied-
gutes dieser Art zu sein, ist doch wohl nur möglich, wenn
man die Weihnachtsgeschichte selbst für „unzeitgemäß“
hält. Sonst aber wird man es doch nur begrüßen, wenn
die Lieder den Sinn der Weihnachtsgeschichte oder doch
ihre anschaulichen Züge hervorheben und nicht bloße
Apotheken der „Liebe unter den Menschen“ oder des
Weihnachtsbaumes sind.

Wie anschaulich sind unter den alten Liedern vor
allem die Hirtenlieder! Nur einige Proben seien gegeben:

Laufet, ihr Hirten, laßt alle zugleich,
Nehmet Schalmeien und Pfeifen mit euch!
Laßt alle zumal mit freudigem Schall
Nach Bethlehem zum Krippelein, zum Krippelein im
Ein Kindlein ist gesehen, wie ein Engel so schön!
Dabei auch sein lieber Vater tut stehn,
Ein Jungfrau, schön zart nach englischer Art.
Es hat mich erbarmet ganz inniglich zart.

In weitere Kreise gedrungen ist ja das böhmische
Volkslied „Kommet, ihr Hirten“. Aber dies sind nur
zwei von unzähligen vielen.

Ein Gegenstück zu der lauten Freude dieser Hirten-
lieder bietet die zarte Innigkeit der Wiegenlieder. Auch
hier sind nur allzuwenige bekannt. — Neben diesen
Volksliedern im engeren Sinne steht dann der reiche
Schatz kraftvoller Choräle, und allen ist soviel echte Weib-
nachtsstimmung eigen, daß man sie nur einige Weihnach-
ten gesungen zu haben braucht — und gleich gehören sie
zu dem unveräußerlichen Bestand der Weihnachtsgefänge,
den man immer mit sich trägt.

Betrachten wir kurz eine andere Querverbindung, wie
sie zwischen Weihnachten und Musik besteht. Unter den



Weihnachten nehmen auch heute noch die Musikinstrumente
einen besonderen Rang ein. Kindertrumpete und Bech-
steinflügel, Mundharmonika und Akkordeonempfänger —
alles wird mit gleicher Freude begrüßt. Nun darf man
letzteres Gerät nur mit größter Vorsicht ein Musikinstru-
ment nennen, und doch ist der Radioapparat im Verein
mit seinem älteren Bruder, dem Grammophon, auf dem
besten Wege, die ganze bisherige Hausmusikpflege ungu-
gestalten — oder, wenn man so will, zu verdrängen.
Auf allen anderen Gebieten des heutigen Lebens steigt die
„Aktivierung“, nur in der Musik wird es dem Einzel-
nen immer bequemer gemacht, nur hier ist die Gefahr der
völlig passiven Einstellung kaum mehr zu bannen. Man
vergegenwärtige sich nur einmal, was es heißt, für 2 Mark
pro Monat täglich mehrere Konzerte hören zu können —
welche erschreckende Distanzlosigkeit daraus entspringen
kann, kommt einem Laien nur selten zum Bewußtsein.
— So wie man immer wieder auf den Schatz herrlicher
alter Weihnachtslieder hinweisen, ihn vor allem den Kin-
dern öffnen muß, so muß man auch immer wieder den
Wert des eigenen Musizierens gegenüber der nivellieren-
den „Radiophilie“ hervorheben. (Uebrigens: Ich übersehe
die Lichtseiten des Radios durchaus nicht!) Und auch
hier haben sich — vor allem wieder durch die musika-
lische Jugendbewegung — neue Wege eröffnet. Zurück-
gedrängte, ja verschollene Instrumente treten wieder in
den Vordergrund, zunächst die Laute, deren Pflege über
das übliche Schrummschrumm und Wummata hinaus
reiche Früchte trägt. Nur wenige Familien können sich
heute ein Klavier leisten. Ohne nur im Entferntesten die
Laute als bloßen Klavierersatz zu empfehlen, darf doch
daran erinnert werden, daß sie Jahrhunderte hindurch
im Vordergrund der Hausmusikpflege stand. Eher als
das Klavier verlangt sie auch nach Mitspielern, sei es nach
Streichern oder den einstweilen noch selteneren Holz-
bläsern. Die letzten Jahre haben dazu die Renaissance
eines Instrumentes gebracht, das man geradezu als Ideal
eines Weihnachtsinstrumentes bezeichnen könnte: der
Blockflöte! Im Mittelalter ein Lieblingsinstrument —
nicht nur etwa in der Hand des Liebhabers der Musik —
schloß es zwei Jahrhunderte hindurch einen Dornröschen-
schlaf, aus dem es erst jetzt geweckt wurde. Heute wird
es schon wieder in allen 4 Stimmungungen — Sopran
bis Bass — gebaut, und vor allem das Schulmusikzieren
erfährt durch diese Instrumente eine kaum zu über-
schätzende Anregung. Allerdings erfordert das Instru-
ment ernstere und zähre Arbeit, als man auf den ersten
Blick anzunehmen geneigt ist. Womit sich mittelalterliche
Berufsspieler ein Leben lang beschäftigten, fliegt uns
nicht in 14 Tagen an! Aber auch die anderen Holzblas-
instrumente — Oboe, Klarinette usw. — finden wieder
mehr Beliebtheit in Laienkreisen. Hat man zudem das
Glück, mit mehreren Gleichgesinnten zusammen musi-
zieren zu können, so darf man allen durch das Radio
heraufbeschworenen Gefahren mutig ins Auge sehen. Ge-
rade, daß man diese in der grenzenlosen Gedankenlosig-
keit unserer Tage, in der bedingungslosen Hochachtung
vor allem Technischen, in der Ueberschätzung alles Ak-
tuellen, so leicht übersieht, macht sich desto schwerwiegen-
der. — Möchten sich doch überall wieder wahre „Liebhaber
der Musik“ finden, um zu erleben, wie trotz Sport und
Daseinskampf, trotz Technik und Berufsnot die Frau
Musika noch jeden freudigen Dienst doppelt und dreifach
belohnt.

Goldjubiläum eines Weihnachtsliedes.

Von R. Richter, Mörs.

Eines der schönsten Weihnachtslieder, das in neuerer
Zeit besonderen Eingang in die Häuser und zu den Feiern
der Weihnacht in die Kinderherzen gefunden hat, ist der
liebliche Gesang von Emil Quandt, der in darstellerischer
Form zu schildern versteht, wie die Anbetung des Christ-
kinds durch alle Feiern der Weihnacht das Gemüt er-
greift; wir meinen das zur Christfeier des Jahres 1880
erstmalig in Berlin gesungene Weihnachtslied: „An-
betung“.

Die erste Strophe schildert den Gang der Hirten zur
Weihnachtskrippe, lenkt aber zugleich unsere eigenen
Herzen von der Krippe zum Kreuz. Diese Strophe lautet:

„Mit den Hirten will ich gehen,
Meinen Heiland zu besuchen,
Meinen lieben heiligen Christ,
Der für mich gestorben ist.“

In der zweiten Strophe hören wir das Gloria der
Engelschöre und finden zugleich den Einklang unserer
Herzen, wenn sie Frieden gefunden haben in der Liebe
Christi. Diese zweite Strophe hat folgenden Inhalt:

„Mit den Engeln will ich singen,
Gott zur Ehre soll es klingen,
Von dem Frieden, den er gibt
Jedem Herzen, das ihn liebt.“

In der dritten Strophe erleben wir Epiphanias und
sehen, wie die Weisen des Morgenlandes an der Krippe
von Bethlehem ihre Schätze niederlegen, geben aber im
Gesang der Strophe zugleich selbst das Bekenntnis, daß
unser höchster Schatz, unser ganzes Leben, dem Heiland
geweiht sein soll. Diese dritte Strophe lautet wie folgt:

„Mit den Weisen will ich gehen,
Was ich höchstes hab' im Leben
Geb' zu feigem Gewinn
Ihm das Leben selber hin.“

Tief ergreifend wirkt dann die vierte Strophe. Sie
lehrt uns nachsinnen über das Geheimnis der Mensch-
werdung Christi, denn sie zeigt uns die Mutter des Herrn,
wie sie alles in sich aufgenommen hat, was die Weihnacht
sie erleben ließ, wie sie in ihrem Herzen das Göttliche
bewegte und wie wir mit ihr dem Geheimnis der Weib-
nacht anbetend nachdenken. Diese Strophe sagt:

„Mit dir selber, mein Befreier,
Will ich halten Weihnachtsfeier;
Komm, ach komm ins Herz hinein,
Laß es deine Krippe sein!“

Die Sangweise für dieses liebliche Lied ist von August Rische gegeben worden, dem wir viele Tonsetzungen bekannter geistlicher Volkslieder der neueren Zeit verdanken. Gerade die schlichten Klänge der Melodie hat das Lied Emil Quandts je länger je mehr volkstümlich werden lassen.

Der Dichter Karl Emil Wilhelm Quandt war im Jahre 1835 in Cammin in Pommern geboren und hat dort seine Kinder und Knabenjahre verlebt. Es war die Zeit seiner Jugend zugleich die Zeit einer der größten Erweckungsbewegungen in deutschen Landen, die im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts zahlreichen Gemeinden Pommerns das Leben schenkte, ursprünglich hervorgerufen durch die Wirksamkeit eines Knaben und seiner Freunde. Die alte Bischofsstadt Cammin war von dieser Erweckungsbewegung nicht unberührt geblieben. Von den Kanzeln und Kathedern wurde wieder das alte Evangelium vom Heiland der Sünder schlicht und anspruchsvoll verkündigt und bewies seine lebensdienliche Kraft. Auch Emil Quandt wurde bereits als Kind von der Bewegung erfasst, und er erfuhr in ihr die ersten tieferen Eindrücke in seinem Innern, die so stark waren, daß er im Heilandglauben unbeirrt blieb und sich die Kraft und Wärme seiner Heilandliebe in seinem ganzen Wirken und Leben nicht wieder verloren. Sein Vater, der Rechnungsrat war, wurde später nach Stargard in Pommern versetzt, und dort bestand Emil Quandt bereits im Alter von 17 Jahren mit Auszeichnung die Reifeprüfung. Er bezog dann die Universitäten Halle und Berlin, war aber nach bestandenen Examen noch nicht alt genug, eine Pfarrstelle anzunehmen, so daß er seine erste Anstellung als Konrektor in Stargard fand. Fünfundsiebenzigjährig wurde er im Jahre 1860 Rektor in Pritz und 2 Jahre später, vom Osterfeste ab, Pfarrer der in der Nähe liegenden Stadt Collin.

Seine Liebe zum Heiland und zu den Seelen ließ ihn, den jungen Pfarrer, kraftvoll wirken und schon manche gute Frucht sehen. Die immer mehr aufkommenden Missionsfeste in der bewegten Gegend ließen ihn zum Missionsfestprediger werden, auch sonstige Vorträge und evangelistischen Darbietungen machten ihn bald in weiteren Kreisen als Christuszeugen bekannt, und so wurde er bereits im Oktober 1865 durch eine Berufung des neugegründeten evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke als Mitarbeiter und Leiter für Innere Mission nach Berlin gewählt.

In jener Zeit weilte die Witwe des Königs Friedrich Wilhelm IV., die Königin Elisabeth, in Charlottenburg. Die gläubige Königin lernte Quandt kennen und ließ ihn von Berlin aus nun oft nach Charlottenburg kommen, wo er die Gottesdienste hielt, an denen sie teilnahm und viel Stärkung des Glaubens in ihrer Witwenzeit empfing. Durch ihre Vermittlung kam es wohl, daß Emil Quandt 1867 zum Pfarrer der deutschen Gemeinde in den Haag in Holland berufen wurde, wo er 7 Jahre lang als Auslandspfarrer wirken konnte, welche Zeit ihm sein Leben lang in besonderer Erinnerung geblieben ist. Aus jener Zeit sind uns von ihm die kostbaren Auslegungen der kleinen Propheten und ähnliche tief in die Schrift einführende Bücher geschenkt worden. Er kehrte 1875 nach Berlin zurück, wurde erster Geistlicher an der St. Elisabeth-Kirche, 1884 Superintendent des Kirchenkreises Berlin, der auch den Norden der sich immer mehr ausdehnenden Reichsstadt umfaßte. Aber auch als Superintendent war ihm der Dienst der Heilsverkündigung öffentlich und in der Seelsorge das Wichtigste. Sonntag für Sonntag sammelten sich große Scharen von Zuhörern um seine Predigten, so daß seine Gottesdienste neben denen von Kögel und Frommel die besuchtesten wurden.

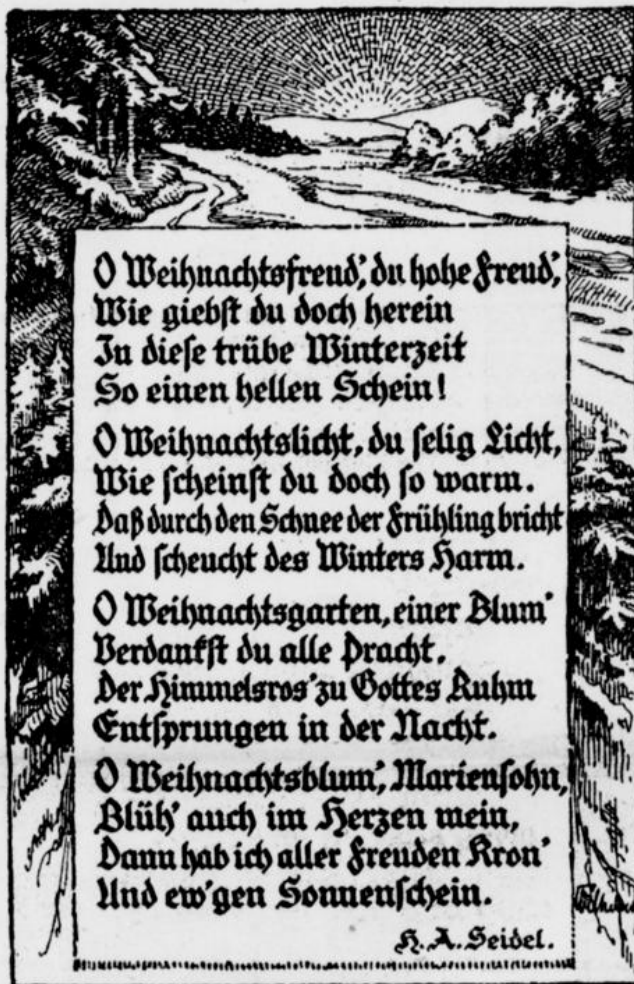
Er stand in einer kaum zu bewältigenden Arbeit und kam manchmal bis an die Grenze seiner Kräfte. Wie er selbst sagte, bewog ihn dann das „allzu gehäufte heilige Sandeln“, sich um eine weniger umfangreiche Stellung zu bemühen.

Er ging im Jahre 1888 als Oberpfarrer an die Stadtkirche der Lutherstadt Wittenberg, durfte noch 18 Jahre lang auf der Kanzel Dr. Martin Luthers predigen, war zugleich Superintendent der Synode Wittenberg und wurde noch dazu der erste Direktor des neu gegründeten Predigerseminars. In dieser Stellung konnte er nun jahrelang einer immer zahlreicher werdenden Schar junger Seelsorger den Weg zu ihrer Amtsführung weisen. Unter ihm erfuhr auch die Schlosskirche zu Wittenberg, an welcher der große Reformator seine 95 Thesen der Reformation angeschlagen hatte, eine Erneuerung. Bei Gelegenheit der Einweihung der erneuerten Schlosskirche wurde Quandt durch die Universität Halle mit dem theologischen Dokortitel geehrt. Im Jahre 1906 ging er in die Ruhestellung, zog nach Großlichterfelde bei Berlin und entschlief dort im Jahre 1911. Neben den schon oben genannten Schriftauslegungen erbaulicher und praktischer Art, die er insonderheit in Holland schon geschaffen hatte, blieb aber auch sein ferneres Leben unablässig begleitet durch die Dichtung zahlreicher Lieder, die sein persönliches geistliches Innenleben in lieblichster Form bezeugen. Das Verbandsblatt des evangelischen Sängerbundes deutscher Zunge, eine Allianzverbindung christlicher Chöre der Kirche und der freien Kirchen: „Singet dem Herrn!“ nahm immer wieder mit Freuden weitaus die meisten von Quandtschen Liedern auf und lieferte auch die Vertonungen dafür, so daß seine Lieder weiteste Verbreitung fanden.

Das kleine Weihnachtslied: „Mit den Hirten will ich gehen“, das an diesem Weihnachtsfeste 1930 sein Goldjubiläum feiern kann, entstand 1880 in Berlin und wurde in Quandts eigene größere Lieder Sammlung: „Garben und Halme“ aufgenommen. Die Anschaulichkeit unseres Liedes, die das Handeln der Singenden in die

Handlungen aller in der Weihnachtsgeschichte mitwirkenden Personen und himmlischen Chöre einkleidet, erklärt wohl vor allem die Volkstümlichkeit dieses Liedchens.

Von dem Tonschöpfer August Rische wissen wir, daß von ihm auch die Singweisen: „Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen“ und „Gott ist die Liebe“, welches Lied er auch dichtete, entstanden. Er war Kirchenrat in Ludwigslust und der Schwiegerjohn Heinrich Volkenings, des Ravensbergischen Erweckungspredigers, dessen älteste Tochter er als Gattin heimgeführt hatte, als er 1849 Pastor in Pippingspringe geworden war. Im Jahre 1844 hatte Volkening den damals 25jährigen Kandidaten August Rische aus Minden als Lehrer seiner Kinder ins Haus genommen und schon dort zeigte es sich, daß Rische über eine außergewöhnliche musikalische Begabung verfügte. Rische übernahm die Singstunde des Jünglings- und Jungfrauenvereins in Jöllenbeck, und dort zeigte sich ganz besonders seine musikalische Bildung. 1848 erschien in Gütersloh eine Sammlung von 100 Liedern von Volkening und Rische, Glaubenslieder und Kampfeslieder. Daraus entwickelte sich im Jahre 1853 die „Kleine Missionsharfe“, welche eine nie geahnte Verbreitung fand. Später wurde Rische Pastor in Schminkendorf in Mecklenburg und dann Kirchenrat in Ludwigslust, wo er 1906 starb. Mögen Risches Klang und Emil Quandts Dichtung auch in diesem Jahre wieder beim Glanz der Weihnachtskerzen im Haus und bei den sonstigen Weihnachtsfeiern fröhlich erklingen.



Begegnung mit Erzbischof Söderblom.

Mit dem Friedensnobelpreis ist in diesem Jahre ein Mann geehrt worden, der in einzigartiger Weise die Idee des Weltfriedens durch die völkerverbindende Kraft des christlichen Geistes vertieft hat. Als Führer der ökumenischen Bewegung hat Erzbischof Söderblom, unabhängig von den großen weltpolitischen Aktionen der Nachkriegszeit, für den Frieden und die innere Friedensbereitschaft stärker und nachhaltiger gewirkt, als mancher große Politiker, den die Welt mit dem vergänglichsten Ruhm des Weltfriedensbringers krönte. Aber jene Ehrung gilt nicht allein dem Erneuerer der Einigungsbewegung, die wie ein neuer Frühling die christlichen Kirchen der Welt erfasst hat, sondern mehr noch der überragenden Persönlichkeit des schwedischen Erzbischofs. Man muß diesem Manne, der in sich Genialität und Tatkraft, schlichte Würde und offene Menschlichkeit vereinigt, persönlich begegnet sein, um das Geheimnis seiner weltweiten Wirksamkeit zu verstehen.

Es war auf dem Weltkongress der christlichen Jugend in Helsingfors. Die dort aus aller Welt versammelten Jugendführer erwarteten mit Spannung den Erzbischof von Schweden. Er sollte zu ihnen reden, nicht als pro-



Heil'ge Nacht, mit tausend Kerzen
Steigt du feierlich herauf;
O so geh in unsern Herzen,
Stern des Lebens, geh uns auf!
Schau, im Himmel und auf Erden
Glänzt der Liebe Rosenkorn:
Friede soll's noch einmal werden
Und die Liebe König sein.

testamentlicher Kirchenfürst, nicht als Repräsentant des schwedischen Volkes, sondern als Führer und Berater der christlichen Jugend der Welt. Bis zur letzten Stunde war sein Kommen unsicher. Dringende Staatsgeschäfte hielten den Vielbeschäftigten in seiner Heimat zurück. Aber er kam. Im früheren Palais des russischen Gouverneurs, in das die finnische Regierung die Delegationsführer des Weltkongresses geladen hatte, sah ich den Führer der christlichen Ökumene mitten zwischen den Nationen. Das selbe Bild wie auf dem Stockholmer Weltkongress: ständig umgibt den Erzbischof ein lebhaft bewegter Kreis, viele grüßt er als alte Bekannte, mit anderen knüpft er neue Beziehungen an. Sein Wesen ist gewinnend, seine Art zu sprechen warm und impulsiv, sein Auftreten überwindet jede Fremdheit und schafft Vertrauen. Zwanglos gruppiert sich um ihn in einer Rische des Saals ein bunt zusammengefügter Kreis: Einige Europäer, ein Amerikaner, ein Indier, ein Japaner. Ein Bild, das stärker als große Reden und Gesten die ökumenische Haltung dieses Menschen widerspiegelt. Weltweites Christentum verkörpert er in lebendiger Gestalt, sein Blick sieht durch alle Mannigfaltigkeit hindurch die große Einheit des christlichen Geistes, der sein Lebenswerk gilt.

Am nächsten Tage suchte ich den Erzbischof in der schwedischen Gesandtschaft auf. Während ich die Stufen des mit vornehmer Pracht im Zentrum der Stadt errichteten Gebäudes emporsteige, beunruhigt mich der Gedanke, daß ich die Zeit des meist beschäftigten Kirchenmannes in Anspruch nehme. In der Tat, die Arbeitskraft und Vielseitigkeit dieses Mannes ist erstaunlich. „Ich komme soeben aus England, so erzählt mir Söderblom, wo ich an der Universität Dublin Vorlesungen über Luther gehalten habe. Der Sinn meiner Vorlesungen war der, die große und tiefe Erkenntnis Luthers und der Reformation der anglikanischen Welt nahezubringen.“ So sind für Söderblom Wissenschaft und Leben eng verbunden. Inmitten seiner Geschäfte als Erzbischof seiner schwedischen Seelsorge, überlastet mit Aufgaben und Pflichten für das auf dem Stockholmer Weltkongress begonnene ökumenische Werk, findet Söderblom noch Zeit zu wissenschaftlicher Arbeit. Einst auf einem deutschen Katheder als Religionswissenschaftler tätig, verbindet er auch heute noch seine praktische Wirksamkeit als Kirchenmann mit den geistlichen Auseinandersetzungen der theologischen Wissenschaft.

Die Unterredung lenkt sich ganz von selbst auf die Auswirkungen des Stockholmer Weltkongresses und die Zukunft der allchristlichen Einheitsbewegung. Gedanken und Pläne tauchen auf, die weit über die Stockholmer Anfänge hinausführen und für die geistige Annäherung der Völker einen tragfähigeren Grund bieten als manche Projekte der Politiker. Es ist bewundernswert, mit welcher Klarheit Söderblom alle Fragen durchschaut, wie er überall die aktuellen Aufgaben erkennt, und sie zugleich auf dem Hintergrund der historischen Entwicklung sieht. Und dann die Unverfälschtheit der Glaubensüberzeugung, mit der er spricht! Wie er auf die Frage nach dem Reiche Gottes, die „zentrale Frage, die unserer Generation von Gott gestellt ist“, zu sprechen kommt, da spürt man die verhaltene Blut des Mannes, der diese Frage in ihrer ganzen Schwere und Tragweite erkannt hat und um ihre Lösung sich müht. „Ist das Reich Gottes, eine überweltliche, eine jenseitige Größe, oder ist es eine Angelegenheit der diesseitigen Weltverbesserung, des sozialen Wirkens? Diese Frage ist den Kirchen der Gegenwart mit unerbittlicher Schärfe gestellt, sie können ihr nicht ausweichen.“ Niemand verspürt die Verpflichtung dieser Frage stärker als Söderblom selber, dessen ökumenisches Wirken im tiefsten Grunde durch das Ziel bestimmt ist, die gegensätzlichen Elemente der in Stockholm versammelten Kirchen einander nahezubringen und zu gegenseitigem Verständnis, aber auch zu gemeinsamer Aktion vorwärts zu führen.

Ökumenisch ist Söderbloms Wesen durch und durch: ökumenisch in dem Sinn, daß er durch die Mannigfaltigkeit und Disharmonie der christlichen Kirchen immer wieder durchdringt zu dem Einheitsgrunde des Ur-evangeliums, ökumenisch auch darin, daß er mit seinem Wirken die christlichen Kirchen der Welt umfaßt und die Tiefe der Glaubensüberzeugung mit der Weite der praktischen Gestaltung verbindet. Es gibt gegenwärtig kaum einen Kirchenmann, dessen unmittelbaren Beziehungen zu maßgebenden Männern des öffentlichen Lebens weiterreichen. Daß er mit den führenden Persönlichkeiten verschiedenster Kirchen in Verbindung steht, versteht sich von selbst. Aber in dem Gespräch, das sehr viel persönliche Dinge berührt, weist er vor allem auf solche Männer hin, die nicht Geistliche oder Priester sind, und doch durch ihre christliche Überzeugung bedeutsam für die Wirksamkeit des christlichen Geistes im öffentlichen Leben — Männer wie den Reichsbankpräsidenten Dr. Luther, den englischen Ministerpräsidenten Macdonald, den amerikanischen Präsidenten Hoover, führende Juristen der großen Staaten, wie den ehemaligen Reichsgerichtspräsidenten Dr. Simons, den englischen Lord Parmoor. Es ist Söderbloms inneres Anliegen, aus allen Staaten und Völkern solche an weithin sichtbarer Stelle stehende Männer zusammenzuführen, die von der ökumenischen Weite des Christentums durchdrungen sind und den Bestrebungen der Kirchenmänner zu Hilfe kommen.

Während ich die weiten Räume der schwedischen Gesandtschaft verlasse, höre ich noch, wie der Erzbischof einen neuen Gast empfängt und ihn in englischer Sprache ebenso lebhaft begrüßt, wie er in deutscher Sprache mich verabschiedete. Da steht mir die Szene lebendig vor Augen der unvergeßliche Schlussgottesdienst des Stockholmer Weltkongresses im Dom zu Upsala, wo Söderblom auf der Kanzel stand und das Evangelium predigte — in vier Sprachen. So steht dieser Mann zwischen den Nationen und verkörpert in sich und in seinem Lebenswerk die große christliche Hoffnung aller Völker auf den Frieden.

Dr. Jodok Lüpken